

26
Jeder Band 1 Mark
Vorwärts-Bibliothek

- Erweckt** Ein Roman aus dem Proletarier-
leben von A. Ger
Der Ausweg Eine Erzählung von Ernst
Pretzang
Das Land der Zukunft Reisebeschrei-
bung von Leo
Kollsch • Mit einer Einleitung von Paul Göhre
Verschrobenes Volk Von R. Grösch
Der Prinzipienreiter Eine Erzählung
aus dem Jahre
1848 von Wilhelm Blos
In den Tod getrieben Zwei Erzäh-
lungen von
Ernst Pretzang
Der Pariser Garten u. Anderes. Von
Minna Kautsky
Mutter Ein Frauenschicksal von J. Ferch
Der Morgen graut Erzählungen aus
dem Proletarier-
leben von M. Andersen-Negö
1000 Mark Belohnung Kriminal-
roman v.
Hans Hyan
Die Heitererei Eine humoristische Erzäh-
lung von Otto Ludwig
Vom Waisenhaus zur Fabrik
Geschichte einer Proletarierjugend v. S. S. Diltreiter
Der Gotteslästerer Roman von A. Ger
Die Markfetenderin Kriegerzählung v.
Erdmann-Chatrion
Kriegsfahrten durch Belgien u. Nordfrank-
reich. Von Köster und Kosle.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

W. Düwell

**Kriegs-
berichte**

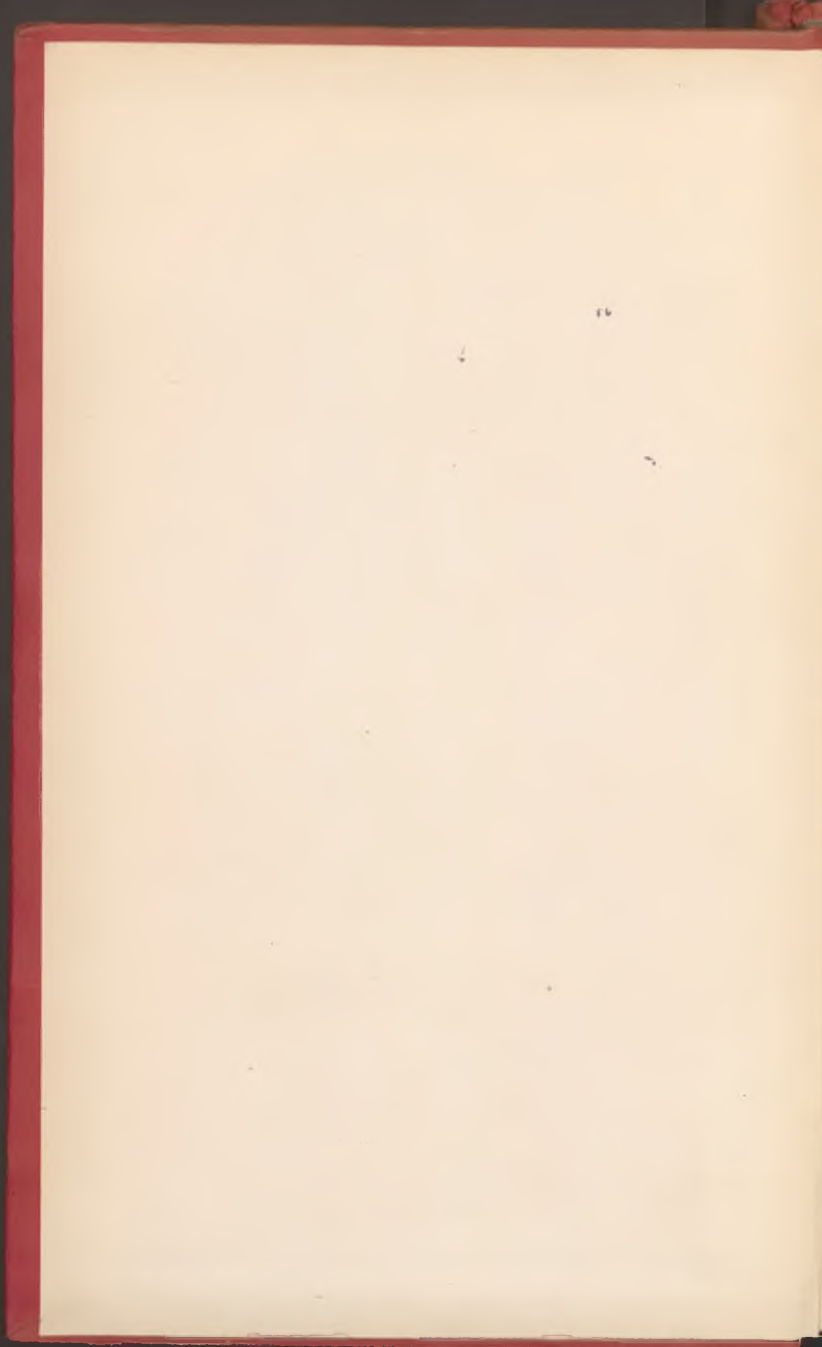
1

Mark



Kriegs-
berichte
aus Ost-
preußen
und
Russland
1914

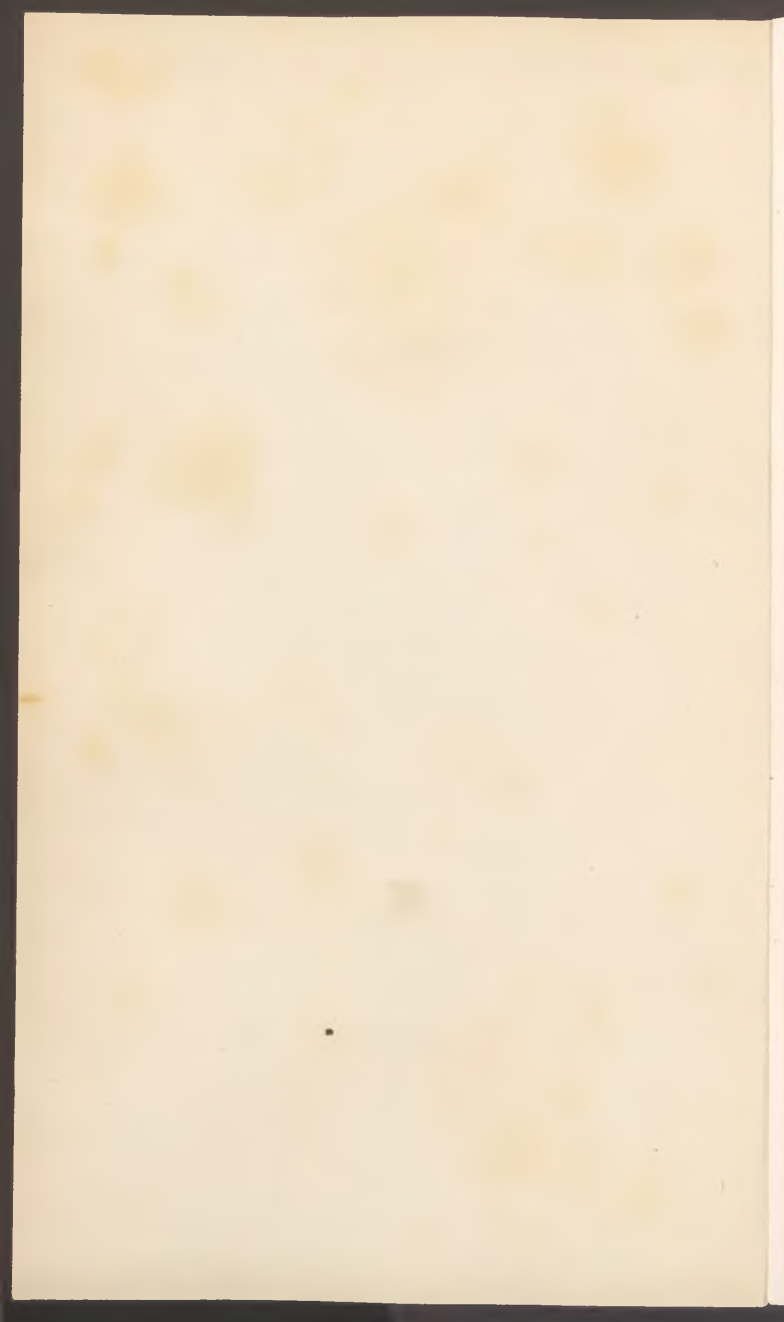




Stephanie Rost

Friend *1916

H
M







Flüchflinge aus Groß-Rominten lehren heim.

28 2434

Kriegsberichte
aus Ostpreußen
und Rußland
1914

★

Von Wilhelm Düwell

Mit acht Bildern
und einer Karte

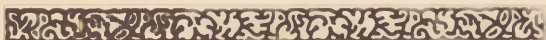
Berlin 1914

Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H.
Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
(Hans Weber, Berlin)



656123

D. 125/92



Vorwort.

Die wahre Geschichte des Weltkriegs von 1914 zu schreiben, wird einst die große Aufgabe des Zusammenarbeitens derselben Internationale wissenschaftlicher Forschung sein, die heute durch den Krieg zersprengt worden ist. In der Erforschung der Ursachen und Tatsachen dieser Völkerzersprengung müssen sich die Völker wieder gesellen, wenn anders die Menschheit jemals ein ganzes und echtes Bild von diesem unermesslichen Weltbeben erhalten soll, dessen Wirkungen den Erdkreis bis in die fernste Einsamkeit durchzucken. Heute bluten die Völker, ohne daß sie ihr eigenes Erleben und ihr eigenes Sterben zu erkennen vermöchten. Je höher die rasch und unaufhaltsam schwellende Flut bedruckten Papiers über den Krieg von seinem Beginn ansteigt und den unendlichen Weltraum auszufüllen scheint, desto weniger wissen wir im Grunde von der Wahrheit dieses Krieges, der sich letzten Endes doch außerhalb der Öffentlichkeit vollzieht.

Ein anscheinend unlösbarer Widerspruch: In einer Zeit, da die Uebermittlung von Nachrichten alle Schwierigkeiten von Raum und Zeit technisch überwunden hat, da Telegraph, Telephon, Funkenkunde über Hunderte von Meilen in wenigen Sekunden die Nachrichten von Tatsachen verbreiten können; da Eisenbahnen,

Dampfschiffe, Automobile die weitesten Entfernungen zusammenschrumpfen lassen, in solcher Zeit erfahren wir die Ereignisse erst, wenn sie lange vorüber sind, und auch dann nur in unklaren Bruchstücken. Und ebenso: In den Tagen der Photographie, die auch in die Ferne übermittelt werden kann, des Kinofilms (mit phonographischen Ergänzungen), erhalten wir nur spärliche Bilder von diesem Krieg, und die alte Phantasiezeichnung, weitab vom Schuß geschustert, muß den Bilderhunger des Zeitungslesers täuschend befriedigen.

Der Widerspruch ist aber nur scheinbar. In Wirklichkeit ist die Kriegsberichterstattung, als eine vollkommene, umfassende, rasche Mitteilung der Kriegsvorgänge, gerade an der Vollkommenheit ihrer technischen Möglichkeiten — unmöglich geworden. Sie geriet wegen der unendlichen Verfeinerung ihrer Mittel in Widerspruch mit dem Interesse der militärischen Leitung, die zwar alle diese Mittel in den Dienst ihrer Aufklärung zu stellen weiß, aber natürlich auf jede Weise zu verhindern suchen muß, daß ihre eigenen Pläne, Bewegungen, Zustände dem Feinde bekannt werden. So hat die freie Organisation einer privaten Kriegsberichterstattung schon nach zwei Menschenaltern ihre kurze Geschichte schließen müssen. Freilich nur in der früheren Form, nicht ganz und gar.

Die militärischen Erfahrungen, die, wenn nicht zur Beseitigung, so doch zur Beschränkung der Kriegsberichterstattung geführt haben, sind jüngsten Ursprungs. Zum ersten Male ist die Kriegsberichterstattung in großem Maßstab von den Engländern im Krimkrieg durchgeführt worden. Jene Preßberichte der mit großen Geld-

.....

mitteln und aller technischen Ausrüstung versehenen, höchst sachverständigen, begabten und mutigen Journalisten waren nicht nur ein mächtiges Werkzeug entscheidender Beeinflussung der öffentlichen Meinung, sondern sie bilden Geschichtsquellen ersten Ranges. Ganze Schwärme von Berichterstattern der großen Presse folgten seitdem den Kriegen. Aber schon im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 sollen sich die üblen militärischen Folgen allzu guter und rascher Berichterstattung verhängnisvoll bemerkbar gemacht haben. Wenigstens wird im deutschen Generalstabswerk erzählt, daß Londoner, dem Pariser „Temps“ entnommene Meldungen über die Bewegung der Armee Mac-Mahons die deutsche Armeeleitung erst über die Absichten des Gegners informiert und jene Entschlüsse rechtzeitig hätten, die dann den Sieg von Sedan brachten. Schon damals wurde auf deutscher Seite den Berichterstattern die Aufgabe zugewiesen, nicht sowohl die Ereignisse und ihre Entwicklung zu verfolgen, sondern erst nach den Entscheidungen zu schildern, wie sich's zugetragen.

In der fast völligen Ausschließung der privaten Berichterstattung sind die Japaner im Kriege mit Rußland vorausgegangen. Sie nahmen zwar einzelne Zeitungsvertreter an, aber nur, um sie in einer Art Konzentrationslager, weit ab von den Ereignissen, unschädlich zu machen. Dagegen sollen die Russen so sorglos mit ihren Informationen verfahren sein, daß aus den veröffentlichten russischen Mitteilungen die Japaner ihren Aufklärungsdienst vielfach speisen konnten.

Auch im Balkankrieg wurde die Berichterstattung der Presse nahezu beseitigt, ohne daß

es übrigens gelang, den auf türkischer Seite geübten Nachrichtendienst so zu überwachen, daß er nicht in einzelnen Fällen den Heeren des Balkanbundes wertvolle Fingerzeige gegeben hätte.

So war vor dem jetzigen Kriege in den leitenden Kreisen des deutschen Seerwesens wohl allgemein die Anschauung verbreitet, die 1912 General von Blume in seinem Werke „Strategie“ wie folgt zusammenfaßte:

„Besonderes Augenmerk ist darauf zu richten, daß in der Heimat von kriegerischen Maßnahmen und Ereignissen womöglich nichts öffentlich bekannt wird, was für den Feind wissenswert ist, da dies sonst unter den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen auf dem Wege über das neutrale Ausland sehr schnell zu seiner Kenntnis gelangt.

Die Durchführung dieses Grundsatzes stößt freilich in Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht auf Schwierigkeiten. Im Kriege eines solchen Staates könnte man nicht ohne schweren Nachteil für den Geist des Heeres und des Volkes den Nachrichtenverkehr und legalen Gedankenaustausch zwischen beiden schmälern, noch auch daheim jede Veröffentlichung von Nachrichten über Kriegsergebnisse untersagen.

Das beste Mittel, den widerstreitenden Interessen nach Möglichkeit gerecht zu werden, bietet sich in der regelmäßigen öffentlichen Bekanntgabe der neuesten, vor dem Feinde nicht geheimzuhaltenden Kriegsnachrichten seitens der Heeresleitung selbst.

Damit solche Veröffentlichungen ihren Zweck erfüllen, müssen sie das unbedingte Vertrauen der Bevölkerung genießen, daß ihr positiver In-

halt zuverlässig ist, und daß sie nur verschweigen, was der Feind nicht erfahren darf. Durch schön gefärbte, unwahre Kriegsberichte kann man die Bevölkerung eine Zeitlang täuschen, der Rückschlag wird aber um so fühlbarer, wenn hinterher, wie es unvermeidlich ist, die Wahrheit zutage tritt.

Der Geheimhaltung weiterer Nachrichten über den Verlauf des Krieges bedarf es jedoch nur für eine gewisse Zeit . . . Man gebe daher die Veröffentlichung von Berichten und Betrachtungen über Kriegsereignisse, über die eine gewisse, ein- für allemal festzusetzende Zeit vergangen ist, frei. Das wird dazu beitragen, das Vertrauen zu den amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die dadurch leicht kontrolliert werden, zu befestigen und die Hingebung an die Sache des Vaterlandes zu fördern.

Dagegen wird streng darauf gehalten werden müssen, daß während der ganzen Dauer des Krieges über kriegerische Maßnahmen, die hinter der Armee, im heimatlichen oder feindlichen Lande, getroffen werden, keinerlei außerordentliche Veröffentlichungen stattfinden. . .

Nach den vorstehenden Ausführungen wird es nicht zweifelhaft sein, daß der Zulassung von Zeitungskorrespondenten zum Kriegsschauplatz nicht das Wort geredet werden kann. Besser ist es, das militärische Personal des Hauptquartiers zu verstärken, um die heimatlichen Zeitungen mit Nachrichten reichlich zu versorgen. Ganz verwerflich aber erscheint die Zulassung von Berichterstattem ausländischer Zeitungen."

Der von General v. Blume selbst so stark unterstrichenen Rücksicht auf das ruhige Ver-

trauen der öffentlichen Meinung wäre unter den heutigen Verhältnissen doch nicht so ganz Rechnung getragen worden, wenn man die ganze Berichterstattung nicht nur unter militärische Zensur gestellt hätte, sondern sie auch ausschließlich durch beauftragte Militärs hätte ausüben lassen. Namentlich in kritischen Augenblicken hätte solch rein militärischer Informationsdienst leicht nicht die gewünschte Wirkung haben können. So war es ein gerade auch im militärischen Interesse glücklicher Ausweg, daß sich die Seeresleitung trotz allem entschloß, unter allen nötigen Vorichtsmaßregeln und Beschränkungen, doch wiederum private Berichterstatter zuzulassen. Unter diesen war im Osten auch ein Vertreter der sozialdemokratischen Presse.

Diese „sozialdemokratischen“ Kriegsberichte bilden in ihrer schlichten Darstellung der gewonnenen Eindrücke einen wahrhaftigen Beitrag zu der Erkenntnis des Krieges. Sie zeigen die heroischen Anstrengungen unserer Kämpfer in dem furchtbaren Ringen mit dem zarischen Erbfeind, sie geben ein anschauliches Bild von dem Wesen und den Bedingungen der Schlacht von heute, sie malen die grauenvollen Wirkungen für die unmittelbar betroffene Bevölkerung, sie beschönigen nichts und sie übertreiben nichts: der Krieg erscheint in seiner ganzen Furchtbarkeit, aber auch in seiner heldenhaften Größe, und die sozialistische Gesinnung des Beobachters breitet über Schrecken und Grauen jenen Hauch von Menschlichkeit, die auch dem Feinde gerecht wird.

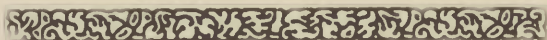
Indem jetzt die Einzelberichte in einem Buche gesammelt werden, entfaltet sich erst ganz die Fülle der Beobachtungen und des Erlebens eines Zuschauers, der — um die Wahrheit zu

erkennen — auch zu seinem Teil den Fährnissen der kämpfenden Brüder sich gesellt. In ihrer ruhigen und klaren Beobachtung werden diese Berichte zu einer wertvollen Vorarbeit für die Geschichte des ungeheuren Ereignisses, in seiner mitfühlenden Gesinnung aber wird das Buch vom Krieg zu einem werbenden Werk jenes Friedens in Freiheit, um dessentwillen die Erde jetzt das Blut der Menschen trinkt.

November 1914.

R. G.





Die Ausreise.

Den 23. August 1914.

Freitag, den 21. August, morgens 9 Uhr 30, Abfahrt vom Fernbahnhof Charlottenburg, 7 Uhr Verladen des Gepäcks, der Wagen und Pferde auf dem Güterbahnhof! Das war die Weisung, die nach tagelangem Harren an die für den östlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsberichtersteller erging. Es waren vier Herren von der bürgerlichen Presse und meine Wenigkeit als Berichtersteller für sozialdemokratische Zeitungen; wir fünf hatten dem Ruf des Großen Generalstabs zu folgen. Durch die Zulassung eines sozialdemokratischen Journalisten ins Hauptquartier hat der Große Generalstab offiziell den Patriotismus der Sozialdemokratie anerkannt. In den Bestimmungen über die Zulassung von Kriegsberichterstellern wird nämlich verfügt: „Als Berichtersteller sind nur Personen von anerkannt patriotischer Gesinnung, die als Offiziere dem aktiven Heere oder dem Beurlaubtenstande angehört haben oder sonst den leitenden Stellen als zuverlässig bekannt sind, vorzuschlagen.“ Ich war weder Offizier noch überhaupt aktiver Soldat. Dennoch ist mein Patriotismus über jeden Zweifel erhaben. Dafür unterstehe ich nun auch den Kriegsgesetzen. Die Kriegsberichtersteller sind weder Militärpersonen, noch erfreuen sie sich der Bewegungsfreiheit von Zivilpersonen. Sie unterstehen dem Militärstrafgesetzbuch § 155. Es ist ihnen verboten, das Haupt-

quartier vor Beendigung des Krieges ohne ausdrückliche Genehmigung des Großen Generalstabs vorübergehend oder dauernd zu verlassen. Jede Zeile, die sie an die Zeitungen senden, muß vorher die Zensur passieren.

Einige Schwierigkeiten ergaben sich für mich aus der Frage, welches Beförderungsmittel ich auf dem Kriegsschauplatz benutzen sollte. Die Berichterstatter dürfen entweder hoch zu Roß oder im Zweispänner kutschierend ihre Beobachtungsreisen unternehmen. Wagen und Pferde müssen die Berichterstatter auf eigene Kosten beschaffen und zum Kriegsschauplatz befördern lassen. Es ergab sich von selbst, daß je zwei der Kollegen zusammen einen Wagen nahmen, ich aber als Fünfter hätte mir ein Reitpferd oder für mich allein einen zweispännigen Wagen beschaffen müssen — es fand sich jedoch ein Ausweg: unser Führer und Zensor gestattete mir freundlichst, mein Stahlroß mitzunehmen; auf diesem werde ich nun Zeuge weltgeschichtlicher Ereignisse sein.

Bei unserer Ausrüstung hatten wir „Destlichen“ die besonderen Schönheiten des Schauplatzes eines Krieges gegen Rußland zu berücksichtigen: Kosaken, schmale Rüche, späterhin große Kälte und vielleicht schon sehr bald unerbetene kleine Gäste. Zum Kampf gegen solche unangenehme und unangemeldete Einquartierung wählte ich Fenchelöl. Mit einem Schlaffack, einer ledernen Weste, wollenen Unterzeugen und tüchtigen Mänteln bewaffnet, sehe ich dem Heranziehen des russischen Winters ruhig entgegen. Da die Beföstigung durch die Militärbehörde erfolgt, genügt die Mitnahme eines kleinen eisernen Vorrats von Lebensmitteln. Ein guter Revolver dient zum Schutz gegen Kosaken und Franktireurs.

Programmäßig traten wir unsere Reise an; eine Fahrt von dreißig Stunden sollte uns ans erste Ziel bringen. An stillen, friedlichen Landschaften, die nichts von dem Kriegstrübel an der Grenze erkennen ließen, „flogen“ wir vorbei. Hin und wieder schauten Erntearbeiter vom Felde auf, sandten freundliche Grüße zu uns herüber und nahmen ruhig ihre Tätigkeit wieder auf. Außer den Uniformen und Bewaffneten auf der Eisenbahnstrecke gab zunächst nichts Kunde vom Krieg. Allmählich wurde es anders. Den Soldaten wurden Liebesgaben gereicht; auf den Stationen waren Verbandplätze eingerichtet, man sah viele Männer und Frauen mit dem Abzeichen vom Roten Kreuz, die Eisenbahndämme standen unter schärferer militärischer Bewachung. In den Wartesälen hingen Tafeln mit dem Verbot, an Militärpersonen Alkohol zu verkaufen, und mit strenger Strafandrohung für Zivilpersonen, die den Soldaten Alkohol zusteckten. Auf dem Bahnhof in Kreuz durfte auch an Zivilpersonen kein alkoholisches Getränk abgegeben werden. Mit ruhiger Gelassenheit versahen die Beamten ihren Dienst. Die Maßnahmen des Großen Generalstabs verhinderten von vornherein störende Aufregung und Beunruhigung.

Flüchtlinge und Bahren.

Den 24. August 1914.

Nach einer leidlich gut verbrachten Nacht wurde auch uns in Schneidemühl aus einer mächtigen Kanne mit dampfendem Kaffee ein Liebes-trunk kredenzt. Hier in Schneidemühl sah man schon Frauen und Kinder, die aus Grenzorten, die sie in Gefahr wähnten, abgereist waren, um irgendwo im mehr sicheren Binnenland die

Schreckenszeit vorübergehen zu lassen. Je weiter wir gegen Osten kamen, um so zahlreicher wurden die Scharen dieser Grenzflüchtigen; manche hatten auf behördliche Anordnung die alte Heimat verlassen. Wer weiß, wann sie zurückkehren! Daß sie nur Trümmerhaufen wiederfinden, das wissen viele von ihnen. Sahen sie doch ihr Hab und Gut, die Frucht der Arbeit von Generationen, in Flammen aufgehen: Opfer auf dem graufigen Altar des Kriegsteufels!

Ein Teil der Flüchtlinge kam aus Orten, deren Räumung zur Sicherung der Landesverteidigung befohlen war. Man hat Dämme durchstochen, um Niederungen unter Wasser zu setzen, die vielleicht als Durchbruchstellen russischer Truppen in Aussicht genommen sein mochten. Die meisten der Flüchtlinge hatten kaum mehr mitgenommen, als sie am Leibe trugen, einige nur brachten Bettzeug und etwas Hausgerät mit. Trotzdem waren die sozialen Unterschiede nicht ganz geschwunden. Durch das Geschick zwar in einen Güterwagen zusammengeworfen, sah man nebeneinander Damen, fast in Pelzwerk versteckt, und Frauen wie auch Kinder, die kaum die Blöße bedeckt hatten. Diese Armen sind nun gänzlich verarmt. Und die meisten Familien trauern um den Verlust eines oder mehrerer ihrer Angehörigen . . .

Sieger und Besiegte haben Tote und Verwundete vom Schlachtfelde zu tragen. Züge mit Verwundeten fuhren an uns vorbei, von ihren Insassen mußten manche auf Bahren transportiert werden, andere saßen vergnügt, rauchend, plaudernd und umherblickend vor den geöffneten Wagentüren. Immerhin war die Stimmung bei den Blessierten im allgemeinen doch fröhlicher als

bei den Flüchtlingen, unter denen viele weinende Frauen waren, die befürchteten, den Mann nicht wiederzusehen; andere waren trostlos, weil ihnen im Trubel ein Kind abhanden gekommen war; alte Mütterchen jammerten wegen des Verlustes aller Habe. Manche von den Flüchtlingen allerdings waren schon völlig unempfindlich geworden. Die Aufregung, Angst und Anstrengung der letzten Wochen und Tage hatte sie teilnahmslos gemacht — willenlos überlassen sie sich allem Kommen- den als dem Unabwendbaren, ihre ermatteten Sinne nehmen keine Eindrücke mehr auf.

Ein alter Droschkenkutscher, der gemächlich neben seinem Gaul stand, verriet mir mit pfiffigem Augenblinzeln den strategischen Plan des Großen Generalstabes: „Die Russen werden in die Falle gelockt und dann gründlich besiegt!“ Die Stimmung dieses Alten ist ein Beispiel für das Verhalten des größten Teils der Bevölkerung. Gestern sahen wir hier sogar einen kleinen Wanderzirkus, der mit lebhaften Bildern und vielem Geräusch zum Besuch seiner unerreichten Leistungen einlud. Und auf den Weiden grast truppweise junge Pferde und sehr viele Rindviehherden. Ein Bild des Friedens, zu dem nur die vielen Uniformen und die Züge von Flüchtlingen im Gegensatz standen. Leiterwagen und sonstige Fahrzeuge, mit Kisten und Kasten beladen, dazwischen Kinder, Frauen, alte Männer zu Fuß und auf Gäulen, bevölkern und beleben die Landstraßen. Zwischendurch jagen Automobile, mit Ordonnanzen besetzt oder wohlhabende Flüchtlinge bergend.

Heute auf dem Bahnhof hat mich ein altes Mütterchen um ein wenig Brot. Nicht als ob für die Ankommenden zu schlecht gesorgt würde:

Nahrungsmittel sind reichlich vorhanden, aber die Abfertigung der vielen Hungrigen dauert etwas lange. Das verschüchterte Mütterchen gehört nicht zu den Naturen, die sich vordrängen. Nun aber ist sie gierig nach Brot. Hastig ißt sie die ihr gereichten Butterbrote. Dann erzählt sie schluchzend und würgend: Zwei Söhne und fünf Enkel im Krieg, zwei schon tot, eine Schwiegertochter von Kosaken gemordet, zwei Enkelkinder verschwunden und der Hof des einen Sohnes, bei dem sie hauste, eingeäschert . . . Die arme alte Frau läßt das Brot zu Boden fallen; die Hände zusammenfaltend, sinkt sie auf eine alte Kiste nieder . . .

Das ist der Anfang, ein winziges Teilchen des unermesslichen Elends, das Lücke, Habgier und Barbarei über die Menschheit gebracht haben.

Auf ostpreußischen Bahnhöfen.

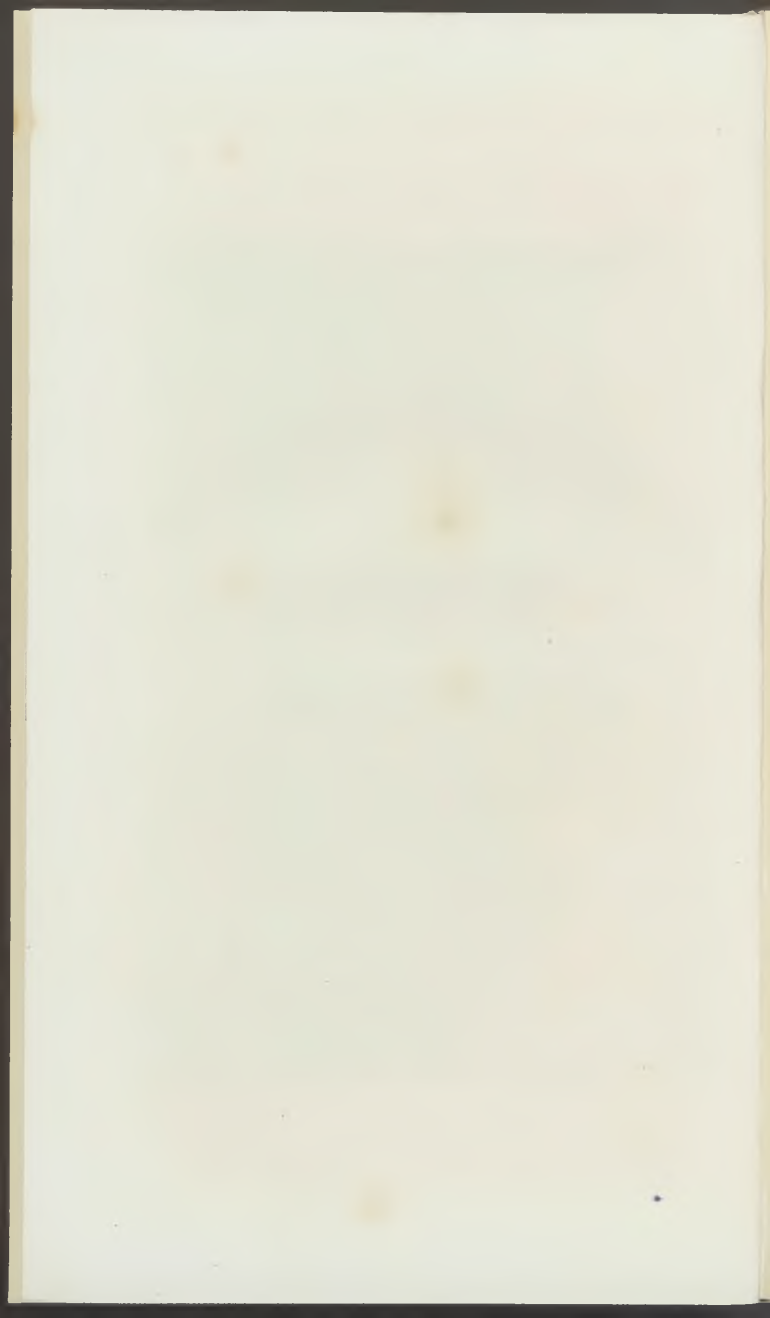
Den 25. August 1914.

In langen Wagenreihen rollen Transporte von Gefangenen, Flüchtlingen und Verwundeten heran. Nur die Schwerverwundeten bleiben hier, die Leichtverwundeten werden weiterbefördert. Die Flüchtlinge müssen ihre Fahrt in der Richtung nach Berlin fortsetzen. Nach Küstrin bringt man gefangene russische Offiziere, die übrigen Gefangenen sonst irgendwohin. Für die Verpflegung der Ankommenden und Durchfahrenden ist im allgemeinen gut gesorgt, nur macht sich ein Mangel an Milch bemerkbar. Die Maul- und Klauenseuche gewinnt an Ausdehnung.

In den Wartesälen und sonstigen Räumen des Bahnhofes lagern Frauen und kleine Kinder. Hier Mütter in dumpfem Hinbrüten, mit Säuglingen auf dem Schoß, dort Knaben und Mädchen, auf dem Fußboden schlafend. Manche von diesen



Zerschossene Häuser in Hohenstein.

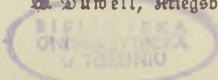


Familien sind seit drei Tagen unterwegs. Ihr Ziel ist ihnen unbekannt, ihre Zukunft dunkel. Von all den Müttern klagt auch nicht eine über die eigene Not, all ihre Sorgen gelten den Kindern.

Ganz zeitig in der Frühe kam ein Transport Verwundeter an. Die Sanitätskolonne trat in Tätigkeit. Auf Tragbahren brachte man die Schwerverwundeten hinaus, vor dem Stationsgebäude nahmen Automobile sie und auch die anderen Verwundeten auf, die nur Arm- oder leichte Kopfwunden und dergleichen davongetragen haben. Nach ganz kurzer Zeit war von den Verwundeten keiner mehr zu sehen. Ein Transport Gefangener hält nur kurze Zeit auf einem entfernteren Teil des Bahnhofes; sowie die Wagen umrangiert sind, geht es weiter.

Nun fahren zwei endlos lange Züge ein. Der eine enthält Abgeschobene, Frauen und Kinder von Militärpersonen, die bisher in Kasernen wohnten. Ihr Heim muß jetzt Lazarettzwecken dienen. Die Flüchtlinge kommen von Königsberg. Berlin ist das angewiesene Reiseziel. Die Wagen des anderen Zuges dienen den Zivilbeamten, Arbeitern und deren Familien, die sich auf einer vorgeschobenen Grenzstation aufhielten, bis am letzten Sonntag plötzlich der Befehl kam, den Posten sofort preiszugeben. Die umliegenden Ortschaften waren schon seit einigen Tagen geräumt. Trotz der Plötzlichkeit der Abreise vergaßen die Beamten nicht, die Akten der Eisenbahn und sonstiges Dienstmaterial mit in den schnell zusammengestellten Zug zu nehmen: Gelden der Pflichterfüllung überall!

Obwohl die Russen schon gewaltige Truppenmassen herangeholt haben, bevorzugen sie die Taktik, schwache Punkte der langgestreckten Grenze



auszukundschaften, an diesen Stellen einzubrechen, die Häuser zu demolieren und anzuzünden und dann schleunigst wieder zu verschwinden. Nur wenn das Gewicht einer größeren zahlenmäßigen Uebermacht sie mutig werden läßt, geschieht es, daß sie nicht sofort beim Herannahen deutscher Truppen die Rehrseite zeigen . . . Man darf die Russen im übrigen nicht nach einer Schablone beurteilen. Sie sind wohl zum Teil verwahrlost, zum Teil aber auch gut verpflegt. Ihre Artillerie schießt durchwegs gut, dagegen bleibt die russische Infanterie in den Schießleistungen weit hinter unseren Truppen zurück. Auch in ihrem Betragen sind die Russen sehr verschieden. Unter ihnen sind Halbbarbaren, die sengen, morden, plündern, auf Samariter schießen, Sanitätsstationen verwüsten, weder Frauen noch Verwundete schonen. Das sind die eigentlichen Stützen des Zarismus, dieser Geißel Europas. Andere Russen benehmen sich gesittet, verhindern Mord und Raub ihrer Kameraden und schonen die Zivilbevölkerung. „Mir hat ein russischer Offizier Milch gereicht,“ sagte einer der angekommenen Verwundeten. „Mich zog ein Russe hinter einen schützenden Hügel,“ so versichert ein anderer.

Es gibt unter den russischen Soldaten viele, die lieber gegen den Zarismus als für ihn ins Feld gezogen wären. Vor zwei Tagen wurde hier ein großer Trupp russischer Saisonarbeiter verladen, meist junge Leute. Alle baten, nicht nach Rußland abgeschoben zu werden. Russen sind es, die das offizielle Rußland von heute hassen und die dem zarischen System fluchen . . .

Unsere Verwundeten vergessen ihre Schmerzen, Flüchtlinge, wenigstens für kurze Zeit, die Schrecken der letzten Tage und die Sorgen wegen

der Zukunft, wenn sie von den Siegen der Deutschen im Westen hören. „Auch Namur gefallen!“ Die Augen leuchten auf. An vielen Hilfslosen und Sorgenvollen habe ich das beobachtet. Ein Offizier, der beide Arme in Binden tragen muß, erklärte bei dieser Nachricht siegesbewußt: „Nun werden wir auch bald die Russen packen!“

Die leitenden Stellen treffen alle Maßnahmen, um die unvermeidlichen Opfer, die der Krieg dem ganzen Lande auferlegt, möglichst zu beschränken. Gestern wurde hier der Unterricht in allen Schulen ausgenommen, aber wenn die Verwundetentransporte andauern, wird man die Schulen wieder schließen müssen, um sie als Lazarette zu benutzen.

In den Grenzorten.

Hauptquartier Ost, den 27. August 1914.

Trotz der beruhigenden und zuversichtlichen Sprache hat die Veröffentlichung des Generalquartiermeisters und des stellvertretenden Oberkommandos des Armeekorps über unangenehme strategische Möglichkeiten doch eine etwas fiebrige Stimmung erzeugt. Das Verhalten einiger wohlhabender Gutsbesitzer, Fabrikanten usw. steigerte die Erregung. Sie nahmen ihre schnell zusammengerafften Kostbarkeiten mit und verließen in zwei- und vierspännigen Wagen oder im Automobil hastig ihren Wohnort. Trotzdem vollzieht sich die Räumung der als bedroht angesehenen Gebiete ohne Panik.

Thorn, Graudenz, Danzig und Königsberg bezeichnen die äußere Grenze des möglicherweise von der Zivilbevölkerung zu räumenden Gebietes. Eine neue Bekanntmachung des Landrats von Marienwerder beruhigt die Gemüter

in diesem Kreise wieder ganz erheblich. Die Verordnung, daß das Vieh und die Ernte über die Weichsel geschafft werden sollen, hat die Militärbehörde als durchaus überflüssig erklärt.

Ueberhaupt scheint man die Lage jetzt wieder als viel günstiger zu betrachten. Die äußerste Gefahrlinie ist nach dem Osten verschoben worden; die Basis bleibt breit genug, um den Gegner auseinanderzureißen und aufzureiben. Vielleicht war es ein Fehler, die Bevölkerung nicht schon früher auf die Möglichkeit von unbequemen Zuständen vorzubereiten. Aber strategische Pläne dürfen nicht bekanntgegeben werden, sonst kann der Gegner sie erfahren und durchkreuzen.

Selbstverständlich hätten tausend andere Strategen die ganze Sache von vornherein besser gemacht. Ein alter Rittmeister a. D. versicherte uns mit absoluter Sicherheit, er hätte keine Kosakennase über die Grenze riechen lassen! Mit geläufiger Zunge ließ er Schlachtenbilder vor unseren Augen aufziehen: Flieger im Aufklärungsdienst, leichte Artillerie im Angriff — Sturm der Infanterie — Kavallerie in der Flanke — Artillerie als Deckung — kein Pferdeschwanz wird gerettet, ein glänzender, in der Geschichte noch nie dagewesener Sieg heftet sich an unsere Fahnen! . . . Stolz schaut der Alte um sich; er sieht Augen, die staunend seine Kühnheit bewundern, auf seine Orden gerichtet. Der Hauswirt tritt herein und serviert das neueste Gerücht: „Kosaken sind im Anmarsch auf . . .“ „Kosaken? Dann wird's Zeit, daß ich nach Dresden fahre und meine dort verheiratete Tochter beruhige!“ Also sprach der Tapfere und rüstete zum Aufbruch. Ein junges Mädchen, das soeben noch den kühnen Schlachtenkenner bewundert hatte, sprach gelassen: „Nun

gehe ich aber doch zu den Verwundeten aufs Schlachtfeld. Bisher wollte der Vater das nicht erlauben.“

Ein besonderer Anlaß brachte mich gestern nach Dirschau. Hier herrscht ein ganz ungewöhnlich lebhaftes militärisches Leben und Treiben; Etappenkommandeure haben hier ihr Lager aufgeschlagen. Dirschau ist berühmt durch seine etwa 2 Kilometer lange Weichselbrücke, sein schlechtes Pflaster und seinen vorzüglichen Mist. Die Weichselbrücke wird jetzt scharf bewacht und ist natürlich gegen alle denkbaren Möglichkeiten gesichert. Im Vergleich mit dem Pflaster in Dirschau muß man ein Reibeisen beinahe als gehobelte Fläche betrachten. Ich glaube, diesem Pflaster verdankt Dirschau die Anwesenheit vieler spazierender Autos: für jeden Pflasterkopf ein Kraftwagen! Ein Auto, welches das Dirschauer Pflaster übersteht, hat bewiesen, daß es für seine Pneumatiks Hindernisse überhaupt nicht gibt. In Dirschau sieht man aber nicht nur Autos aller Größen und Formen, nicht nur die Träger aller möglichen Uniformen im Auto hin und her jagen, hier tauchen auch Regimenter von Postbeamten und die Scharen des Roten Kreuzes auf.

Der Bahnhof in Dirschau hat einen Riesenverkehr zu bewältigen. Nach dem Osten fahren nur noch wenige Züge, und diese mit viel Verspätung. Aus dem Osten jedoch schleppen die Lokomotiven lange Wagenreihen heran. Den geöffneten Wagen entsteigen einige Flüchtlinge. Schwerverwundete werden von den immer bereitstehenden Sanitätskolonnen herausgetragen. Mit den Leichtverwundeten, dem großen Troß der Flüchtlinge und Gefangenen keucht die Lokomotive weiter. Da fährt ein anderer langgestreckter Zug

ein. Lauter junge Burschen, hundert — zweihundert — tausend, immer noch mehr strömen heraus. Refruten und ganz junge Kriegsfreiwillige aus dem Osten, die nach abgekürzter Ausbildung abgeschoben werden. Bald ist an 1800 Mann das Mittagessen verabreicht. Da rückt schon wieder ein Trupp an. Immer mehr kommen, der Bahnhof wimmelt von den angehenden Soldaten, die fröhlich, lachend, tanzend und springend den Schlachten entgegensehen. Heute rot, morgen tot! Wie viele von den leuchtenden Augen werden die Heimat wiedersehen?

Im Abendsonnenschein steht die Marienburg. Blutfarben spiegelt sich die Sonne in ihren Fenstern. Soll das ein Zeichen sein? Wird zarische Barbarei etwa noch dies herrliche Bauwerk vernichten, nachdem sie unendliche Verwüstungen an Gut und Leben angerichtet hat, für die keine Kriegssentschädigung Ersatz geben kann? . . .

Opfer und Ernten.

Standort des Oberkommandos,
den 28. August 1914.

Bei den mehrtägigen Kämpfen in der letzten Zeit machten sich die Vorzüge und Nachteile der Russen in ihrer Ausrüstung, ihren Leistungen und ihrem Verhalten sehr auffällig bemerkbar. Ihre lehmfarbene Bekleidung einschließlich Mütze deckt noch besser als die feldgraue Uniform der deutschen Truppen. Ein Verwundeter erzählte mir: „Wir kamen ganz dicht an ein Kartoffelfeld heran, kein Russe war zu sehen; plötzlich begrüßte uns ein Gewehrfeuer. Die Russen lagen auf dem Boden, mit dem sie verwachsen schienen. Da die russische Infanterie meist vorbeitrifft, richtete sie nicht

viel Unheil an. Ein flotter Sturm trieb sie in die Flucht.“ Die russischen Offiziere wissen, daß sie ihrer Leute nicht sicher sind. Hinter jeder Front marschieren Offiziere, die jeden niederstrecken, der Miene macht, Fersengeld zu geben. Unter denen, die sich gefangen geben, befinden sich viele deutschsprechende Elemente.

Daß die russische Schrapnells schleudernde Artillerie besser zielt als ihre brüderliche Infanterie, davon zeugt die verhältnismäßig große Zahl der Verwundeten auch auf deutscher Seite. Auf dem blutgetränkten Boden lagen Tote und Verletzte stellenweise wie hingemäht . . . Ein großer, zuckender, in Schmerzen sich windender, stöhnender und röchelnder Fleischklumpen . . . Erschütternde Schmerzenslaute ließen Schwerverwundete beim Transport vernehmen. Schmerzverzerrte Gesichtszüge, halb gebrochene Augen flehten um Erbarmen mit unerträglichen Qualen . . . Hier stöhnte ein nur noch Einarmiger, dort brüllte vor Schmerzen ein baumlanges Kusse; Granatsplitter hatten seine Beine zerschmettert; mit durchschossener Brust lagert einer nach Luft schnappend auf der Bahre, Todesschweiß perlt auf der Stirn eines anderen, der daliegt mit aufgerissenem Leib. Halb wahnsinnig vor Schmerzen heult ein kleiner Jude; sein Körper ist wie in Blut getaucht und dann durch Staub gewälzt, von einer schmutzigen roten Kruste überzogen. Mehrere Jahre hatte er in Berlin gelebt; ein Befehl des Zaren rief ihn nach Rußland zurück, sandte ihn als Kämpfer gegen Deutschland in das Feld. Berlin sieht er nie wieder . . .

Viele gefangene Russen werden abgeführt. Auffällig groß ist die Zahl der gefangenen Offi-

ziere. Auf deutscher Seite dagegen stellen die Offiziere einen erheblichen Bruchteil der Gefallenen und Verwundeten.

*

Bedauerlicherweise scheint ein Teil der Bevölkerung Westpreußens noch nicht begriffen zu haben, was der Krieg bedeutet und wozu er verpflichtet. Das kennzeichnet die folgende Bekanntmachung:

„Nachdem es unseren braven Truppen gelungen, den feindlichen Vormarsch auf Deutsch-Eylau aufzuhalten und sogar den Gegner in der Richtung auf die Grenze zurückzuwerfen, haben einzelne hiesige Geschäftsleute es fertig bekommen, nachrückenden Truppen die Unterkunft zu erschweren. So wurde z. B. den Offizieren der Feldlazarette 7, 8, 9, im ganzen 30 Offizieren, die seit sechs Tagen nicht im Bette gelegen, sondern stets bivakiiert hatten, bei ihrer Ankunft nach 10 Uhr abends die sofortige Unterbringung in Hotels unmöglich gemacht. Obwohl die Truppe 18 Stunden unterwegs gewesen war, wurde gleich nach ihrer Ankunft von den Wirten erklärt, daß die Küchen geschlossen seien und nichts mehr verabfolgt werden könnte. Dieses Verhalten hat selbstverständlich mit vollem Recht auf die Truppe den übelsten Eindruck gemacht, im besonderen, da sie schon morgens sechs Uhr wieder abrücken mußte, also lange Zeit zu Verhandlungen mit den Wirten nicht vorhanden war.

Ganz abgesehen von diesem ganz unverständlichen Verhalten einzelner Hotelwirte scheinen dieselben die Kriegsgesetze nicht zu kennen. Ich empfehle daher, sich eventuell in

den Bureaus des Magistrats, des Bezirkskommandos oder der Etappenkommandantur Kenntnis von denselben zu verschaffen.

In Zukunft werde ich ähnliche Verfehlungen mit den strengsten Strafen ahnden, die Namen der Betreffenden öffentlich bekanntgeben und anordnen, daß solche Hotels durch die Militärbehörde auf Kosten der Eigentümer verwaltet werden, da die Hotels für uns zur Unterbringung in erster Linie in Frage kommen, um bei kurzer Rast und bei etwaigem Alarm eine sofortige Bereitschaft ermöglichen zu können.

Ich verfehle nicht, bei dieser Gelegenheit allen denjenigen patriotisch gesonnenen Bürgern, die in freigebigster und aufopferndster Weise unseren Truppen Unterkunft und Verpflegung gewährt haben, vollste Anerkennung und wärmsten Dank zu sagen.

Deutsch-Eylau, den 27. August 1914.

Der Kommandant der Mobilen Etappenkommandantur des XVII. Armeekorps
von Knobelsdorff."

In verschiedenen Orten verlassen die Bessersituierten ihre Wohnungen, verschließen sie und warten die Entwicklung der Dinge aus der Ferne ab. Die ärmeren Leute und kleinen Beamten, die auf dem Posten bleiben müssen, haben nun auch noch die Lasten der Einquartierung zu tragen. Zu begrüßen ist, daß die Militärbehörden anordnen, verlassene Wohnungen zu öffnen und mit Soldaten zu belegen. Hoffentlich trägt die öffentliche Rüge die gewünschten Früchte.

Der Krieg wirft Tausende von fleißigen, auf den Erwerb der Stunde angewiesene Menschen aus Beschäftigung und Verdienst. Blühende gewerbliche Unternehmungen bricht er zusammen, andere wieder läßt er über den Berg finanzieller Schwierigkeiten hinwegklettern. Für diese bedeutet der Krieg Hochkonjunktur. Das gilt vor allem von den Kriegsmaterial herstellenden Industrien, die an Heer und Flotte liefern. Zu dem Vorteil ungewöhnlich starken Absatzes gesellen sich hochgeschraubte Preise: die Rehrseite des Patriotismus.

Auch den Profit von Händlern und Handwerkern läßt der Krieg üppig in die Halme schießen. Goldene Ernte füllt ihre Geldschränke. Aber nicht überall. Wo der Krieg große Massen von Konsumenten des Verdienstes beraubt, leiden im allgemeinen auch die Warenverschleißer. Wo indes das weltbewegende Ereignis große Scharen von Soldaten anhäuft, wo eine Einquartierung die andere ablöst, da ist guter Fischfang für die Händler.

Unter seinen schweren Hufen zerstampft der Krieg die Gebilde der Menschenhand, vernichtet er der Ernte reichen Ertrag. Des Feuers furchtbare Macht zerstört, was Generationen errichteten. Aber die Massen der Menschen, die hier als Angreifer und Verteidiger, als Zerstörer und Retter wirken, sind Konsumenten. Und so ergießt sich in die Gastwirtschaften, in die Fleischer-, Bäcker- und sonstigen Verkaufsläden in stetem Wechsel ein Strom von Käufern. Die Lager sind geräumt, schneller als Ersatz beschafft werden kann.

In einer Reihe von Städten der Grenzgebiete sah ich vollständig geleerte Läden.

„Nichts mehr zu haben“, „Ausverkauft“ — so lautet die Antwort auf mancherlei Begehr. Die ältesten Ladenhüter, alte, halbverdorbene Waren werden nun zu erhöhten Preisen an den Mann gebracht. Wie Könige oder Götter stehen die Verkäufer hinter dem Ladentisch. Herablassend und gnädig reichen sie das Gewünschte hin oder weisen den Käufer stolz ab. Die sonst gewohnte Freundlichkeit, das halb unterwürfige: „Was wünschen der Herr?“ ist verschwunden. Der Verkäufer fühlt sich als Gönner, Wohltäter, als ein Gebender — der reichlich nimmt! Fünfzig bis hundert Prozent Aufschlag sind nicht selten. Leute, die vor Ausbruch des Krieges bereits an die Tore des Konkursverwalters klopfen, gelten nun schon als wohlhabend. Dabei hat die Ernte kaum begonnen! Man bedauert vielleicht die Opfer — aber es gibt doch manchen, der selbst den Krieg noch segnet!

Gewiß gibt es auch viel selbstlose Opferbereitschaft. Quartiergeber, deren Geschäft in Kriegszeiten daniederliegt, tischen den Soldaten nicht nur reichlich und überreich auf, sie weigern sich auch, die Quartierzettel anzunehmen. „Wir freuen uns, für das Vaterland Opfer bringen zu können; wir würden uns schämen, Bezahlung zu verlangen.“ Ich bemerkte, wie ärmlich gekleidete Kinder mit leuchtendem Blick den vorbeikommenden Soldaten ein Butterbrot hinstreckten. Glückselig strahlten die kleinen Gesichter, wenn ihre Gabe mit einem dankenden Lächeln genommen wurde. Das ist reine Opferfreudigkeit: Geben ohne jegliches bewußt oder unbewußt selbstfüchtige Motiv.

Elendslager.

Osterode, 30. August 1914.

Höfe und Ställe in der Stadt dienen den Flüchtlingen aus den geräumten Ortschaften als Notwohnung. Wer genügend Kleingeld besitzt, findet ja wohl ein anderes Unterkommen. Aber die meisten der von der Kriegsfurie Vertriebenen bleiben vorläufig ohne ausreichendes Obdach. Die in „Hofwohnungen“ sind überdies noch glücklich zu schätzen. Bei Tage hocken sie draußen in der Sonne; die Wirtschaft wird besorgt; man wäscht und kocht — Kaffee. Kaffee und Brot ist die Hauptnahrung. Kinder spielen umher, die ganz kleinen liegen in einem der mitgebrachten Leiterwagen auf dem Bettzeug.

Die Größe des Leids, Verlust an Besitz und schweres Unglück in der Familie, wie auch die persönliche Widerstandskraft des einzelnen bestimmen das Verhalten in diesen schlimmen Stunden. Manche sitzen teilnahmslos da, in dumpfem Hinbrüten haben sie anscheinend die ganze Umwelt vergessen. Ich frage eine Frau, die über ihre im Wägelchen liegenden Kinder hinweg in die Welt starrt, woher sie komme. Sie wendet den Kopf und schaut mich verständnislos an. Ich wiederhole die Frage, beschäftige mich mit einem kleinen blauäugigen, blonden Knaben. Immer noch keine Antwort. Tröstend sage ich: „Sie können nun bald zurück, die Russen sind fort“. Aus den Augen stürzen ihr die Tränen. Die Arme kann sich noch nicht zurechtfinden. Zu viel Fürchterliches ist auf sie eingedrungen. Von einem Nachbar hörte ich dann, ihr Haus sei zerstört, der Mann schon gefallen; ihr Ältester, ein Kriegsfreiwilliger, lasse sie ohne Nachricht.

Ein Mann, ungefähr 50 Jahre alt, schildert mir sein Unglück. Nahe bei Soldau, an der Grenze, besaß er Haus und Hof. Er wirtschaftete mit sechs Kühen, zwei Pferden, trieb Schweinezucht. Als Erbe des Anwesens mußte er mehrere Geschwister abfinden. Das wurde ihm jauer. Doch in jahrelanger Arbeit, bei bescheidener Lebensweise, hatte er's geschafft. Noch eine gute Ernte und — Frieden im Lande, dann hatte er seine Verpflichtungen abgelöst. Die auf dem Besitz ruhende Hypothek machte ihm weiter keine Sorgen. Dann kam das Unglück. Eines Tages hieß es: Die Kosaken kommen! Die Kosaken kamen und wurden vertrieben . . . Unter solchem Wechsel hielt er acht Tage lang aus. Die meisten Nachbarn waren schon geflohen, ein Haus nach dem andern ging in Flammen auf. Eines Tages fielen auch in seinen Hof Granatsplitter, die Scheune brannte. Nun hieß es: Fort! Fort! Da stürmten schon die Russen heran. Nur das nackte Leben war noch zu retten. Auf einem Leiterwagen hatte man vorsorglich schon vorher die Betten verpackt. Die Pferde vor und davon! Während der Flucht starb das kleinste Kind. „Die Frau liegt dort im Pferdestall, sie sieht der Entbindung entgegen. Wir fanden kein anderes Unterkommen. Was soll ich nun anfangen?“ Ich weiß auch keinen Rat. Wer kann da trösten. Ich sage nur: „Die Russen sind nun fort.“ „Aber mein Heim ist zerstört,“ sagte leise und traurig der Mann.

Es gibt noch viele andere mit schwererem Leid, mit größerem Verlust. Sinaus zur Landstraße lenken sich meine Schritte. Dort, zu beiden Seiten kampieren die Flüchtlinge zu Tausenden unter freiem Himmel. Manche seit zehn

Tagen. Gewöhnlich haben sich mehrere Familien zusammengefunden, die neben einer Scheune, vor einem Gebüsch oder einem Kornschober etwas Deckung suchten und fanden. Fast alle sind aus Neidenburg. Gemeinsames Leid schweißt zusammen. Man führt gruppenweise eine Wirtshaft. Einzelne retteten nur das bißchen Zeug, das sie auf dem Leibe tragen. Andere brachten fast den ganzen Hausrat mit. Hier und da sieht man auf den Weiterwagen sogar eine Nähmaschine verstaut. Ueber Holzfeuerchen kocht das gemeinsame Mittagsmahl. Ein steinaltes Mütterchen hütet mit scheuen Blicken ein Stückchen Speck. Das soll wohl nicht Gemeingut werden. Sie rettet es für ihre Lieblinge, ihre Enkel, die daneben in den Stoppeln herumspielen.

Jeder Witterung sind die Armen ausgesetzt, bei Tage gewöhnlich glühenden Sonnenstrahlen, oft auch Regengüssen, und nachts der bereits sehr empfindlichen Kühle. Man sucht Schutz, so gut es geht . . . hinter dem Stroh, auch wohl darin; die Kinder und Kranken werden in die Betten gepackt. Es gibt viele Kranke; wie sollte es anders sein. Schon während der Flucht starben Kinder und Frauen. Einige vor Angst und Aufregung. Nun kommen Not und Entbehrung hinzu.

In einer Höhle, die in einen Strohhaufen hineingewühlt ist, liegt auf einem Unterbett eine todfranke, abgemagerte Frau. Ich dachte, sie hätte 60 Jahre auf dem Rücken. Sie zählt erst dreiunddreißig. Tief liegen die halbgebrochenen Augen im Kopfe, Schweiß perlt auf der Stirn. Sie kann nicht mehr sprechen, keinen Wunsch mehr äußern.

Männer, außer ganz alten, sind nur wenige unter den Flüchtlingen. Die Wehrfähigen tragen ein Gewehr, wenn sie es noch tragen.

Ein ziemlich junger Mensch, ein Maschinist, versichert mir, er sei zweimal von Russen gefangen genommen worden, aber jedesmal sei er entschlüpft. Das zweitemal band ihm ein Kosak einen Strick um den Arm. Den habe er plötzlich mit seinem Messer durchschnitten und sei dann um ein Haus in eine sumpfige Gegend gerannt. Der Kosak hinterdrein, bis er am Sumpfe nicht mehr weiter konnte. Und die Kugeln trafen nicht.

Da sitzt weinend eine junge Frau. Ihr Mann ist tot, ihr Vater vielleicht auch, ihr Bruder verwundet; nichts hat sie gerettet, alles verloren. Sie steht nun allein auf der Welt und weiß nicht, wohin. Man bringt ihr zwei Kinder, ein Mädchen von eineinhalb, einen Knaben von drei Jahren. Ihrer soll sie sich annehmen, denn die Frau, die sie rettete, hat selbst drei kleine Kinder. Die Mutter der beiden Waisen ist vor einem halben Jahre gestorben. Den Vater haben die Kosaken erschossen, seine Schwester wurde ein Opfer ihrer bestialischen Wollust. Die junge Witwe nimmt das Mädchen auf den Schoß, der Schatten eines Lächelns huscht über ihr Gesicht.

Ich ward Zeuge furchtbaren Jammers, maßlosen Unglücks, ich sah die Opfer der Entmenschung. Ich mußte gehen, konnte nichts mehr anhören.

Die Botschaft von den masurischen Seen.

Ostfront, 29. August 1914.

Die Deutschen zu umspannen, dann selbst nach Nordwesten vorzustößen, war das Ziel der

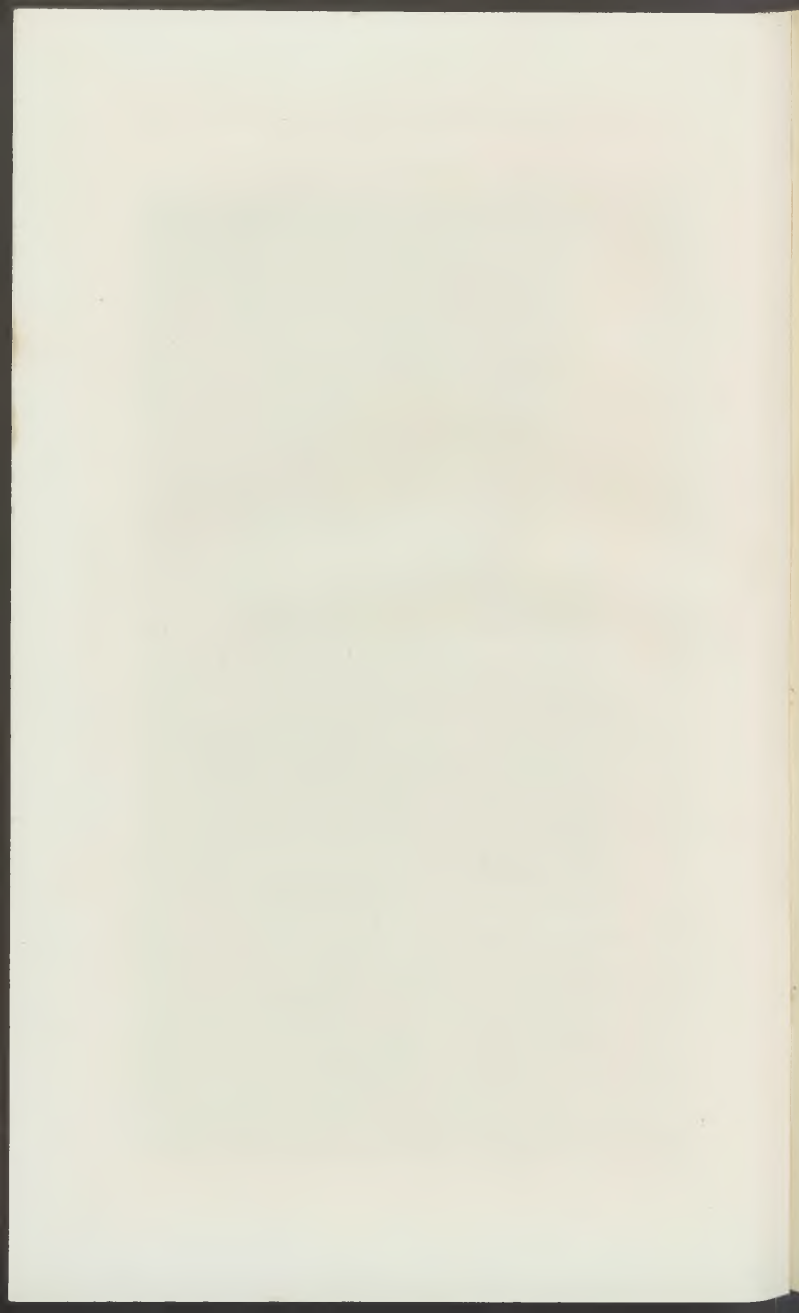
Russen. Fast schon, so schien es, hatten sie gewonnenes Spiel. War doch bereits die Räumung des Gebiets bis Marienwerder angeordnet worden. Da zog sich, ohne daß die Russen es merkten, ein eiserner Gürtel um sie zusammen. Die Ordonnanzen flogen, der Telegraph arbeitete; Truppenkörper setzten sich in Bewegung, um den Kreis zu schließen. Nicht vollständig! Es blieb ein Loch . . . Nach dreitägigem Ringen war die Schlacht entschieden, der Feind auf der Flucht, die Deutschen hinter ihm her. Nun sehe ich die Spuren. Der Kriegslärm ist verstummt, ermattete, verstaubte Krieger kehren zurück. Viele, die dabei waren, versichern mir: Mit wahrer Wut drängten die Soldaten vorwärts, die Offiziere konnten sie nicht halten.

Maschinengewehre, Kleinkalibrige, Schnellfeuergeschütze und Automobile sind die entscheidenden Kriegswerkzeuge geworden; sie geben dem Kriegsbilde heute das Gepräge. Galt! Noch ein Werkzeug muß genannt werden: das Flugzeug; gerade dieses hat in den Kämpfen der letzten Tage eine wichtige Aufgabe erfüllt, mit erstaunlicher Genauigkeit die Stellungen und Bewegungen des Feindes erkundet. Der Kommandierende wußte, wie er zu handeln hatte.

Der Landsknecht von ehedem war sozusagen ein Kunsthandwerker des Krieges. Körperliche Gewandtheit, Kühnheit und Verschlagenheit machten den Mann. Und seine Taten waren sein Stolz und sein Glück. Ihm umwob sich das Kriegsspiel mit einem Schein von Poesie und Romantik. Heute nichts mehr davon: der Krieg ist prosaisch geworden wie ein Fabrikbetrieb. Nur noch höchst selten hat der Soldat Gelegenheit, im Nahkampf, Mann gegen Mann, als



Brotensammlung vom Schlachtfelde.



Reiter oder Fechter persönliche Tapferkeit zu zeigen. Die Technik hat ihn zum Maschinenarbeiter gemacht, zum Massenproduzenten . . . Der leitende Ingenieur gibt das Zeichen; unter furchtbarem Getöse setzt sich die Maschinerie in Bewegung und verrichtet ihre blutige Arbeit. Für das leitende Hirn des ganzen Kampfapparates, den Oberkommandierenden, kommt es darauf an, den Tod und Verderben bringenden Maschinen den richtigen Standort zu geben, sie in dichte, ungedeckte Massen des Feindes hineinspielen zu lassen. Der leitende Kopf der Ostarmee, Generaloberst von Hindenburg, versteht offenbar diese Kunst.

Das wilde Begehren der deutschen Krieger, die Russen zu schlagen, ist gewiß nicht bloße Freude am Vernichten gewesen, der Zorn über den gestörten Frieden hat sie aufgepeitscht. Ich sah kein siegestrunkenes Auge, hörte keinen be rauschenden Siegesgesang, vernahm keinen lärmenden Freudentrübcl. Stumm und still suchten die zurückkehrenden Soldaten ihre Quartiere auf. Ich glaube, sie hatten ein ähnliches Gefühl wie der Arbeiter, der abends von ermüdendem, unangenehmem, aber notwendigem Tagewerk aufs Lager sinkt.

Der Dorfpolizist ruft mit heiser tönender Schelle die Bewohner zusammen, verkündet den Sieg, fordert auf zu illuminieren und die Häuser zu beslaggen. Glockengeläut dringt durchs offene Fenster zu mir herein. Morgen werden Dankgottesdienste abgehalten.

Verwundete bringt man ins Dorf, Leichtverletzte und tödlich Getroffene. Ihnen zu helfen ist aller Bemühen.

Nun kommen Transporte von gefangenen Russen. Die meisten schauen zu Boden, verwahrloost oder unterernährt sehen sie nicht aus. Ein Kranz Bewaffneter umgibt sie; Dorfleute sind ihr freiwilliges Geleit. Nur neugierig ist man, kein Schmä- oder Drohwort fällt.

Schaurige Geschichten von Grausamkeiten der Russen laufen um, von vergewaltigten Frauen, verstümmelten Mädchen. Ein alter Mann aus der Gegend (er nannte mir seinen Namen) wollte es nicht glauben. Es würde viel geschwindelt, meinte er; bis zum vorigen Sonntag sei er in seiner Ortschaft geblieben, da seien die Russen eingezogen, und es sei nichts geschehen. Ein deutsch sprechender russischer Offizier habe zu ihm gesagt: Bleiben Sie ruhig hier, es geschieht Ihnen nichts. Und er habe nichts von Gewalttaten gehört, solange er dageblieben sei. So meinte der Alte. Hoffentlich hat er recht und nicht nur für sein Dorf!

Auf dem masurischen Schlachtfelde.

Hohenstein, 30. August 1914.

In der Frühe des Sonntags nach dem bedeutungsvollen Siege zwischen Allenstein und Hohenstein fahren wir hinaus auf das Schlachtfeld. Auf der Chaussee dorthin ist es schon sehr lebendig. Militärautos fahren hin und her, Soldaten kommen vom Schlachtfeld zurück, Flüchtlinge, mit Sack und Pack, mit lebendem und totem Inventar, streben wieder dem verlassenen Heim zu, viele Schaulustige sind ebenfalls auf dem Wege zum Schlachtfelde. Unausgesetzt wirbeln Staubwolken auf; die ganze Gegend ist wie mit einem Tuch von Staub überzogen. Jedes-

mal, wenn ein Auto oder eine Kabalkade von Reitern vorbeirast, glaubt man heiße Dampf-
wolken zu schauen, die eine mächtig arbeitende
Lokomotive auspufft.

Schon 15 Kilometer von Hohenstein entfernt
stößt man auf die ersten Zeichen der Verwüstung
und des Grauens. Zunächst sind es verlassene
und ausgeraubte Anwesen. Bald folgt ein nieder-
gebranntes Haus. Noch glimmen darin Reste
von Balken. Dann sehen wir ein erschossenes
Pferd, das den Kopf aufwärts gereckt hat. Auf
der anderen Seite der Chaussee ist ein augen-
scheinlich in wilder Hast verlassenes Lager der
Russen. Tausende von Konservenbüchsen, Hau-
fen von Zucker, Kaffee, Kakos und sonstigen
Lebensmitteln liegen umher. Schon sieht man
Menschen, die dort nach noch Brauchbarem her-
umstöbern . . . In wenigen Augenblicken wird
das Bild grausiger: ein toter Russe liegt da,
etwas weiter wieder einer, dann werden es mehr,
immer mehr, schließlich sehen wir sie überein-
andergeschichtet liegen. Ganze Berge sind es.
Und auch das Feld auf beiden Seiten der
Chaussee ist mit Toten bedeckt. Auf den Aedern
links von Hohenstein liegen auch noch tote
deutsche Soldaten. Sie sind meistens mit einem
Tuch oder Stroh bedeckt, während man bei den
Russen noch die von wahnsinnigem Schmerz ver-
zerrten Gesichter sieht, soweit Blut und Schmutz
die Züge noch erkennen lassen . . .

Wir wandern in das Städtchen Hohenstein
hinein — ein Trümmerhaufen! Leergebrannt.
Fast kein Haus ist vom Feuer verschont geblie-
ben. Von ganzen Reihen ehemaliger Wohn-
stätten stehen nur noch die Umfassungsmauern.
Gerade als ich vorbeikomme, stürzt ein Gebälk

zusammen. Funkengarben und Rauchwolken steigen auf und bilden mit den aufgewirbelten Staubwolken ein atembeklemmendes Gemisch. Zwischen den glühenden Trümmerhaufen und auf der Straße liegen tote, halbverkohlte russische Soldaten. Sie fanden hier ein fürchterliches Grab. An einem Hausrest hängt noch unverfehrt das Namensschild einer Hotelbesizers . . .

Für Fremde ist Hohenstein unwohnlich geworden. Aber von den geflüchteten Einwohnern kehren schon einige zurück. Wenn nicht äußerste Vorsicht bei dem Gebrauch des sicherlich verseuchten Wassers angewandt wird, dann können die Hohensteiner noch von einem bösen Sterben heimgesucht werden!

Militärische Urteile nennen die gewonnene Schlacht ein Glanzstück. Berichte von Einzelheiten kommen in Umlauf. Man spricht von der Leistung einer gemischten Landwehrbrigade. Sie hielt den Feind zurück, der nach Nordwesten durchbrechen wollte. Als vom Süden und Norden Unterstützung eingriff, wurde der vielfach überlegene Feind in die Flucht geschlagen. Viele Russen fanden den Tod in den östlich von Hohenstein gelegenen Seen. Viele Tausende wurden gefangen genommen. Schrecklich groß ist die Zahl der Gefallenen. Einige Trupps entkamen über Meidenburg. Nun ist das Loch verstopft.

Ein großer Teil der russischen Armee steckt noch in den Wäldern und Sümpfen, die die zwischen Allenstein, Rosenstein, Meidenburg, Willenberg und Ortelsburg gelegenen Seen umgeben. Das Schicksal der vollständig umzingelten Russen ist entschieden: Gefangenschaft oder Tod . . .

Als wir zurückfuhren, weideten zwischen den Toten schon etliche der wieder angetriebenen Kühe. Vernichtung — und Leben!

Die Narew-Armee zerschmettert!

Den 1. September 1914, abends.

Die gewonnene Schlacht ist von noch größerer Bedeutung, als man zunächst glaubte annehmen zu dürfen. Soeben werden unter dem Jubel der Bevölkerung zehn gefangene russische Generale eingebracht und in einer Volksschule interniert. Unter den Gefangenen befinden sich zwei kommandierende Generale. In dem Augenblick, als der eine von ihnen gefangen genommen wurde, erschoss sich der Chef des Generalstabs der Narew-Armee, General Samsonow. Auch sonst entziehen sich viele ihrer Offiziere der Gefangennahme durch Selbstmord. Aber viel mehr noch fallen lebend in unsere Hände.

Die Zahl der erbeuteten Maschinengewehre und Geschütze ist so groß, daß man die Beutestücke kaum fortzuschaffen weiß. Bisher sind bereits 50 000 Gefangene gezählt worden, und immer werden neue Trupps eingeliefert, so daß sich die Schlußsumme noch beträchtlich höher stellen wird. Auch Munition fiel in gewaltigen Mengen den Siegern in die Hände. Russische Pferde werden rudelweise eingefangen.

Im Chauffee-Wirtshaus.

Oberkommando der Ostarmee,
2. September 1914.

Die Chauffee, die Hohenstein mit Osterode verbindet, führt durch das Rittergut Groß-Gröben. Hart an der Landstraße, dicht bei einem kleinen See, steht ein Wirtshaus. Es sieht nicht

gerade sehr einladend aus. Immerhin, der Herr Gendarm nimmt hier sein Frühstück ein, und diese Tatsache rechtfertigt einiges Vertrauen.

Von einer Erkundungsfahrt zurückkehrend, war ich auf dem Rade den übrigen, im Wagen folgenden Berichterstattern vorausgeeilt, und hier wollte ich sie erwarten. Vor dem Wirtshaus und auf der unsaubereren Treppe standen und saßen Gutsangehörige und Leute aus der Umgegend. Ihre Aufmerksamkeit galt den angekündigten Transporten von gefangenen Russen. Ich betrete die Wirtsstube; ungefähr zwei Duzend schwazender und qualmender, trinkender Menschen verbreiten eine Atmosphäre, die man aus Genußsucht nie aussucht. Der verwahrloste Raum, an dessen Wänden noch einige kümmerliche Spuren von Lünche oder Farbe zu erkennen sind, diene anscheinend auch als „Tanzsalon“ für die dörrliche Jugend. Die Tönung des gedielten, durch nicht zu kleine Löcher stilvoll verzierten Fußbodens könnte erfolgreich mit dem glänzendsten Asphalt konkurrieren. In einer Ecke steht ein großer Rachelofen, der Säcken mit Pferdefutter, Geschirr und anderen Dingen als Lager dient. Schräg gegenüber steht ein kleines Orchestrion. Es macht wohl die Tanzmusik und befriedigt die sonstigen Kunstbedürfnisse des Ortes. Daß nämlich auch die Honoratioren hier verkehren, beweist ein kleiner Nebenraum. Auf zwei kleinen Tischen liegen baumwollene karierte Decken. Dieser Luxus stach mir sofort scharf in die Augen, obwohl die letzte Bekanntschaft der Decken mit Seife wohl schon lange Zeit zurücklag.

In der großen Wirtschaftsstube sieht man einen schmalen rohen Tisch, auf dem einige Schnapsflaschen stehen. Eine Längs- und eine

Querwand ist von Bänken oder doch so ähnlichen Sitzgelegenheiten flankiert, aber die meisten Gäste — übrigens beiderlei Geschlechts — verzehren stehend ihren Schnaps. Eben kaufen drei junge Burschen im Alter von 14—17 Jahren eine mit Teilungsstrichen versehene Flasche mit Schnaps am Schenktisch, ein Viertelliter. In einem Gläschen kippen sie das Zeug hinab, und in zwei Minuten ist die Pulle leer. In der Ecke, die der Tür gegenüber liegt, steht der Schenktisch; ein schmutziges Gestell, darauf in buntem Durcheinander Kisten und Schachteln, Flaschen, Gläser und zwei Schnapsfässer und auf dem Boden ein kleines Bierfaß. Die am Tage hochgezogenen, früher einmal weiß gestrichenen Klappen werden abends heruntergelassen. Sie schützen den Schenktisch und die Fässer vor unberufenen Angriffen. Ein Husar fordert ein Glas Bier. Ein zierlich beschuhtes Mädchen stülpt das Glas in eine braune Flüssigkeit. Das nennt man „Spülen“. Dann bekommt der Husar sein Bier. Noch ein Glas Bier wird gefordert. „Bier alle“, sagt die Maid. Ein Gast fordert Selterwasser. „Auch nicht mehr da“. Es gibt nur noch Schnaps und wieder Schnaps. Bald ist auch das Schnapsfaß leer. Schnell wird in einem Winkel eine neue Auflage — gebrannt. Ich sehe, wie der „Brenner“ den Inhalt mehrerer Gefäße in das Fäßchen gießt und dann das Gemisch durcheinanderschüttelt und nach wenigen Minuten ergießt sich das neue Fabrikat — alten Kornes in die schon bereitgehaltenen Pullen . . . Einige Gäste torkeln herum, stieren aus rotunterlaufenen Augen.

Ich setze mich ans Fenster und mache einige Notizen vom Schlachtfeld. Da sieht mich ein betrunkenener Mensch. In seinem umnebelten Hirn

blitzt ein Gedanke auf: ein Spion! — Meine gelbe Binde mit dem P hält er vielleicht für ein geheimes Spionenzeichen. Er tuschelt mit einigen anderen angesäußelten Gästen. Einige kommen ganz nahe heran und versuchen, in mein Notizbuch zu blicken. Ich tue, als merkte ich nichts. Plötzlich fragt ein baumlanger Herr: „Was schreiben Sie?“ Lächelnd antworte ich: „Nichts für Sie.“ — „Gendarm holen, Gendarm holen!“ Die Gesellschaft stiebt und taumelt auseinander. Die am Tisch sitzenden Leute schauen auf, fragen und schwätzen ruhig weiter.

Nach kurzer Zeit tritt wuchtigen Schrittes der Gendarm herein; man hat ihn vom Frühstück fortgeholt. Seine Augen blitzen mir kühn und durchbohrend entgegen. Er packt mich an der Binde und fragt: „Was ist das?“ — „Bitte, loslassen, Sie können auch so fragen!“ — Ich soll mitkommen in ein Hinterzimmer, nehme aber meine Papiere heraus und sage, man könne sie hier am Fenster besser prüfen als in einer dunklen Ecke. Bedächtig nimmt der Gendarm meine Legitimation, blättert hin und her, liest und liest. Endlich gibt er sie zurück, sagt „Danke“ und verschwindet.

Die Autorität des Gendarmen siegt unbedingt und die Menschen wollen nun liebenswürdig werden. Da meldet ein Knabe: „Die Russen kommen!“ Alles stürzt hinaus. Ein Trupp von 3000 Gefangenen, dazu Geschütze und Pferde, zieht vorbei.

Schlachtmale.

Osterode, 3. September 1914.

Gestern wechselten wir unser Domizil. Ungefähr 45 Kilometer radelte ich, fast nur durch waldiges Gebiet, mit eingestreuten kleinen Dör-

fern. „In den Wäldern stecken noch Russen, hüten Sie sich!“ warnten die Leute, so stark beherrscht die Russenfurcht die einfachen Menschen.

Die Stadt, in der wir vorübergehend weilen, haben die Russen sehr stark heimgesucht. Einige traten frech auf. Die meisten aber benahmen sich höflich, forderten nichts, sondern „baten“ und vergaßen nie das „Danke“. Frauen und Mädchen behandelten sie respektvoll und bezahlten, was sie nahmen. Allerdings: Krieg ist Krieg! Den Bäckermeistern und Einwohnern wurde Böses angekündigt, wenn sie nicht hinreichend Brot beschafften. Die Bäckermeister mußten Tag und Nacht Backware herstellen, Magistratspersonen requirierten in Privathäusern Brot, um die Ansprüche der Russen zu befriedigen. Aber von Greuelthaten in dieser Stadt konnte mir niemand aus eigener Kenntnis etwas sagen. Allerdings, nicht alle russischen Truppen halten solche Zucht.

Die reizend gelegene Stadt gehört zu den schönsten Orten Ostpreußens und bildet einen Knotenpunkt von besonderer strategischer Wichtigkeit. Sie wäre freilich Honig für den russischen Bären gewesen. Aber die Lücke, die er gierig danach ausstreckte, mußte er blutig und lahm zurückziehen. In seinem Zorn zerstörte er auf dem Rückzuge, was ihm in den Weg kam und sich nicht wehren konnte. Solche Bilder der Verwüstung werden wir auf unserem Vormarsch leider wohl noch massenhaft sehen.

*

Ins Manöver ginge es, hat man den polnischen Regimentern gesagt. Die Polen wollen nicht schießen, sie lassen sich am liebsten gefangen nehmen! So versicherten mir als ihre selbst-

gewonnene Ueberzeugung viele von denen, die im Bordertreffen gestanden haben. Auch Polen bestätigten es. Polnische Soldaten würden von Kosaken vorwärts getrieben, von hinten ritten Kosaken in die polnischen Regimenter hinein und schlugen mit ihren Peitschen wild drauf los, um sie vorwärts zu treiben.

Ich habe bisher alle solche Versicherungen mit der nötigen Vorsicht ausgenommen. Jetzt aber fange ich selber an zu glauben, daß wenigstens ein Teil der russischen Polen gern auf deutscher Seite kämpfen würde. Für den Zaren ziehen sie sicher nicht mit Begeisterung in die Schlacht. Ein Besuch bei gefangenen Russen ließ mich diese Meinung gewinnen.

Die freundlich-milde Schwester vom Roten Kreuz zeigte uns einen deutschsprechenden Verwundeten. Er hatte einen Schuß in den linken Fuß bekommen. Aber die Wunde schien den Mann nicht sehr zu stören. Vergnüglich humpelte er umher. Unsere Unterhaltung nahm folgenden Verlauf: „Sprechen Sie Deutsch?“

„Wißchen!“

„Sind Sie gern hier?“

Lachend: „Ja, was soll ich hinten!“ Er zeigt nach dem Osten.

„Woher Sind Sie?“

„Aus Warschau.“

„Zogen Sie gern in den Krieg?“

„Nein, nein, Polen nicht gesagt, daß in Krieg. Uns gesagt: geht ins Manöver! Als an Grenze kamen, wußten Polen, ist Krieg. Sagte Offizier: „In einer Woche speisen wir in Berlin zu Mittag!“

Auf weitere Fragen hörten wir: „Kosaken sein schlimm, schlagen auf Polen, daß marschieren

.....

Bolen vorwärts! Bolen wollen nicht schießen auf Deutsche.“

Der Mann hat vier Jahre als Soldat gedient und gehört acht Jahre zur Reserve.

*

Hauptquartier der Ostarmee,
4. September 1914.

An meinem Fenster vorbei über das Kopfsteinpflaster rattern, hopsen und bollern die ganze Nacht hindurch Wagen, Karren, Geschütze. Dazwischen klingt das Klappern der Pferdehufe, Suspensignale, helles Kommando. Der Morgen graut, der Tag kommt und zieht mit derselben Musik weiter. Nur selten wird sie von Pausen unterbrochen. Und die nächste Nacht setzt sie fort.

Ein Teil, nur ein kleiner Teil der Beute aus der großen Schlacht in Masuren kam in den endlos langen Bügen heran. Mit den Munitionswagen, die meisten noch gefüllt, hat man nun den Bürgersteig einer breiten Straße umsäumt und einen großen Platz umkränzt. Darauf lagern Mengen von Gewehren, Taschen, Montierungsstücken usw. Zwischen den Munitions- und Bagagewagen stehen einige Kanonen.

Auf einem Maschinengewehr las ich die Firma „Waffen- und Munitionsfabrik Berlin“. Nach Berlin wird es wohl mit anderen zurückkehren. Welche Ironie!

Wie viele Deutsche mögen von den Russen mit Waffen deutscher Herkunft getötet worden sein?! Unter den Beutestücken sollen sich auch noch Kruppsche Kanonen befinden.

Viele Wagen tragen Zeichen des Versuchs, sie unbrauchbar zu machen. Schon im Wenden zur Flucht hieb ein wütender Russe mit scharfen

Arthieben Speichen aus dem Rade seines Wagens, andere durchsägen die Zugbäume; die Verschlußstücke der Kanonen fehlen, die Visiere sind platt geschlagen.

Man ersticht sozusagen in der Fülle der Beute. Wohin mit den Wagen und Pferden? Auf einem nahen großen Acker baute man durch Zueinanderfahren Hunderter von Wagen eine Art Birkusarena. Ueber dreitausend Pferde, einst russisches Staatseigentum, tummeln sich darin.

Pferde sind hier jetzt sehr wohlfeil, fast wertlos. Ich sah schon etliche im Straßengraben liegen, nicht tot, sondern nur abgehext. Sie konnten die rasende Jagd nicht mehr mitmachen, stürzten und wurden zurückgelassen. Welche Wertmengen vernichtet der Krieg!

*

Hauptquartier der Ostarmee,
6. September 1914.

Am Ausgang des Waldes fliegt krächzend eine Schar Raben auf. Sie kommen vom Mahl. Der Geruch verwesender Kadaver macht den Atem des Waldes fremd. Wir stießen auf kleinere und größere Hügel, es waren frische Gräber gefallener Krieger. Hier ragt ein einfaches kleines Kreuz, dort ein abgebrochenes Gewehr aus der aufgeworfenen Erdmasse. Manche letzte Ruhestätte der Namenlosen hatte eines treuen Kameraden Hand mit einem grünen Zweig geschmückt oder mit einem Kranz aus Weiden. Angetan mit den Monturen sind die Toten versenkt worden, nur der Helm, wenn er noch vorhanden war, liegt als Denkmal obenauf.

Viele solcher Waldfriedhöfe gibt es nun, und viele mit Massengräbern. Auf einer Anhöhe, die

sich einem herrlichen See bei dem Dörfchen Dorethen vorlagert, sah ich vier Gräber in einer Flucht. Auf Stäben und Kreuzchen las ich: „3 Musketiere“, „18 Musketiere“, „12 Musketiere“, „5 Offiziere“. Ein paar Schritte weiter, auf der anderen Seite, war ein Grabhügel unter Blumen versteckt; ein Helm lag darauf und ein schlichtes Kreuz.

Aus dem gegenüberliegenden Gasthaus „Zum Seestrand“ dringen die heiteren Klänge eines Musikautomaten. Auf dem Felde ist eine Militärschmiede und eine Küche in vollem Betrieb. Man beschlägt Pferde, bessert Fahrzeuge aus, Vorbereitungen zu neuen Schlachten werden getroffen.

„Fleisch haben wir reichlich,“ sagt ein Unteroffizier. Ganze Viertel werden verteilt, die Stücke abgewogen. Sie verschwinden in den dampfenden Kesseln; Bohnensuppe soll heute aufgetischt werden. Mein Kollege hält das bewegte Bild auf der photographischen Platte fest. Erfreut sagen einige Soldaten: „So erfahren unsere Angehörigen doch endlich etwas von uns“.

*

Artilleriefener hat im Dorf Grieslienen arg gehauft. Mehrere Holzhäuser sind bis auf den Grund niedergebrannt; nur die Schornsteine ragen noch einsam in die Luft. Granaten haben metertiefe Löcher in den Boden geschlagen und durch ihren Luftdruck Häuser abgedeckt, die im übrigen unversehrt geblieben sind. Ein alter Weißkopf, der Postverwalter im nahen Dorfe, erzählt uns Einzelheiten. Eine Geige haben die Russen mitgenommen, das Telephon haben sie abgerissen, die Schränke erbrochen und auch den

Geldkasten; aber die Blumen vor dem Hause waren verschont geblieben. Mit dem Alten war ein pensionierter Schullehrer im Dorfe geblieben, der über die Vorfälle Bericht erstatten wollte . . . Fünf Tage später fand man ein Grab, auf einem Brettchen stand geschrieben: „Hier liegen zwei Zivilisten“. Dorfbewohner gruben die Leichen aus — es waren der Lehrer und der Bruder des Pfarrers. Auf dem Dorffriedhof hat man die beiden begraben.

Aus dem Kirchlein neben den zusammengeschossenen Häusern schallt Orgelton und Gesang. Der Pfarrer zelebriert ein Hochamt für die Toten. Wir treten ein. Eine feierlich-wehmütige Stimmung umfängt uns. Der Geistliche im reichen Ornat hat gerade die Messe beendet: „Deo gratias!“ Weihrauchwolken steigen auf, der Duft des Weihrauchs und der Wachskerzen umfängt die Sinne, schließt die Seelen gegen alles Aeußerliche ab und zwingt sie zur Andacht. Nun kniet der Pfarrer nieder und betet die Litanei von allen Heiligen vor. Seine Stimme ist bewegt. „Heiliger Sebastian!“

„Bitte für uns!“ antwortet die Gemeinde die ganze Reihe der Heiligen hindurch und nicht gedankenlos und mechanisch wie sonst oft, sondern andächtig und inbrünstig.

Das gewaltige Geschehen ändert und beseelt Gewohnheiten; nur der Pfarrer kann aus dem alten Rhythmus nicht ganz heraus — in das „uns“ der Gemeinde klingt immer schon sein nächstes „Heiliger“ hinein.

Auf dem Vorplatz der Kirche sieht es wüst aus. Russen haben dort gehaust. Bauern klagen uns ihre Verluste — traurig, aber nicht haßerfüllt.

Begen die Njemen-Armee.

Hauptquartier der Ostarmee,
8. September 1914.

Gewaltig keuchend und pustend schleppt die Feuergarben speiende Lokomotive einen langen Zug zu einer Hochebene hinauf. Das Hauptquartier wechselt den Standort. Neue Entscheidungen stehen bevor, schwere Arbeit auch. Sogar die Lokomotive stöhnt unter der Last, die der Krieg ihr aufpackt. Vom Bahnhofsgebäude sahen wir nur noch einige Umfassungsmauern; den Inhalt hat das jetzt durchs Land segende Ungeheuer verzehrt, dem Furcht und Schrecken vorangehen. Die meisten Einwohner der reizenden Städtchen sind geflohen.

Auf dem Nebengleise einer Zwischenstation sahen wir ungefähr zwanzig Eisenbahnwaggons stehen, die 50 bis 60 Familien nun als Wohnung dienen. Wie stark doch die Macht der Gewohnheit ist! Die Frauen haben sich sofort häuslich eingerichtet und lassen sich aus ihrer Tagestätigkeit nicht hinauswerfen. Da sieht man sie beim Kartoffelschälen, Kochen, Stricken, Flickern, Waschen, hört sie mit den Kindern zanken, die im Waggon liegen oder sich draußen umhertummeln. Nur die Männer wissen nicht, was sie mit ihrer unfreiwilligen freien Zeit beginnen sollen. Nur zurück, bald zurück, das ist ihr Gedanke.

Ich sagte: „Was wollen Sie in der Heimat, es ist doch alles vernichtet, niedergebrannt!“

„Ja, ja, aber wir müssen doch den Acker bestellen!“

Ihre Arbeit, liebgewordene Arbeit, ist dieser Werkstätigen Leben.

In der Komintener Heide brennen die Forsthäuser. Vor der russischen Front, zwischen Allenburg und Drengfurth, glüht der Abendhimmel im Flammenschein der angezündeten Dörfer und bäuerlichen Anwesen. Das und die Vernichtung so vieler Menschenleben ist der Krieg. Aber er begnügt sich nicht mit den Massengräbern, die im Bereich der Geschütze aufgeworfen werden. Verbrechen auf Verbrechen häuft er. Nach dem Völkerrecht sind selbst im Kriege Privatpersonen und ihr Eigentum unverletzlich; trotzdem gebiert dieser Krieg gegen halbasiatische Barbarei Scheußlichkeiten, die Humanität und Menschlichkeit, mit denen sich unsere Feinde brüsten, nur als dünnen Firnis erscheinen lassen.

Wenn man es auch nicht billigen mag, so muß man doch verstehen, daß im Kriege Moral und Menschlichkeit tief im Kurse stehen und daß der Soldat, der sein Leben einsetzt, andere zerstört, durch Blut und über Leichen hinweg den Feinde nachstürmt, in die Gefahr gerät, aus den Bahnen des gewohnten Rechts herauszutreten. Wo aber gäbe es eine Entschuldigung für eine Kriegsleitung, deren strategische Pläne Mordbrennerei gegen die passive Zivilbevölkerung umfassen! Die russischen Generale, die Ostpreußen verwüsten ließen, handelten nach gewissen Grundsätzen, die in Rußland für die Wertung von Menschenleben gelten mögen.

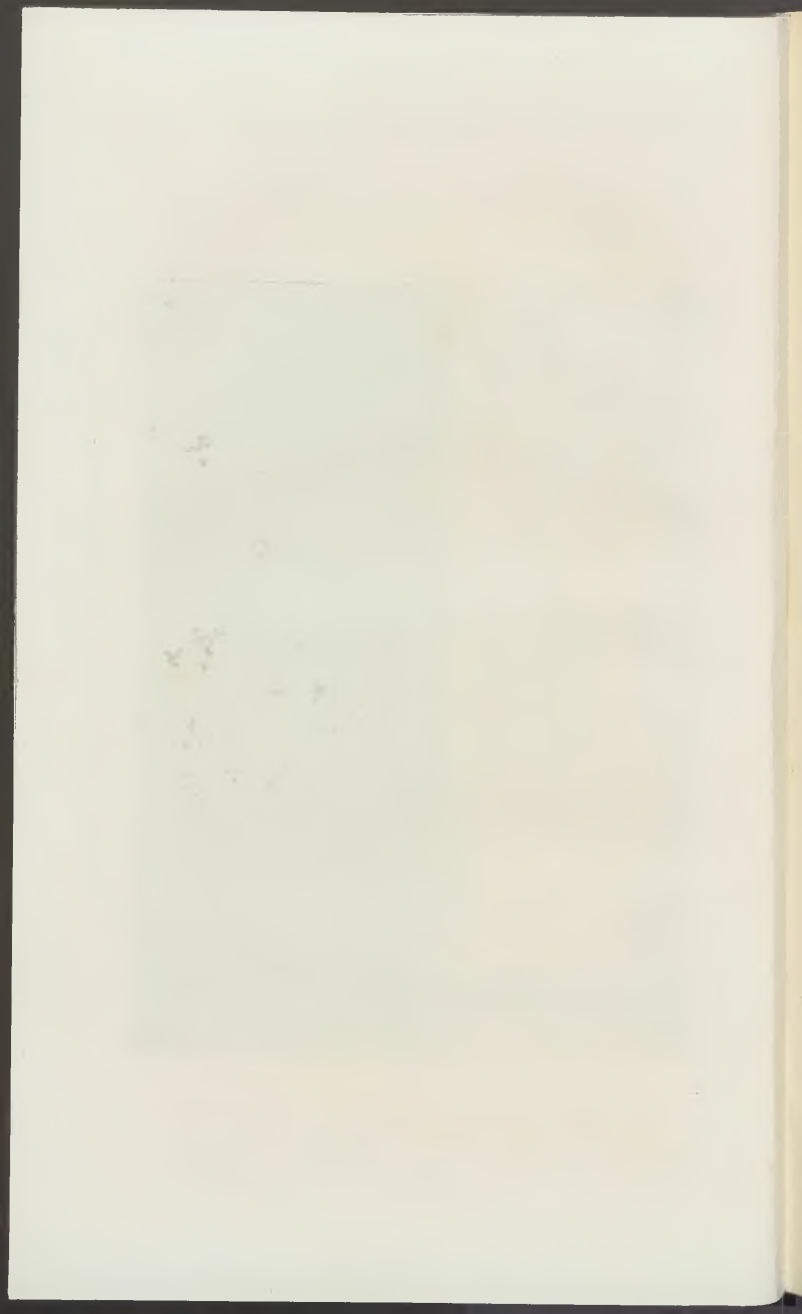
Die Njemen-Armee entweicht.

Den 14. September.

Sinter der Anhöhe steigen Rauchwolken auf. Ueberall am Horizont. Eine ganze Flucht von Dörfern und Anwesen steht in Flammen. Nun



Verlassene russische Stellung hinter Marggrabowa.



.....

hören wir dumpfgrollenden Kanonendonner. Da blickt es auf. Feine weiße Wölkchen steigen in die Höhe, bald weiten sie sich: ein Schrapnellregen fällt nieder. Schnell haben wir die Höhe gewonnen. Schon sind wir nahe dem Geschützfeuer zweier deutscher Batterien schwerer Artillerie. Nun sehen wir auch die Flammen und Feuergarben aufsteigen. Unsere Wagen sausen ins Tal hinab und gleich wieder eine Anhöhe hinauf. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz der 15-Zentimeter-Geschütze. Durch Drensfurth geht's zum Fürstenauer Berg. Links vom Bismardturm stehen die beiden Batterien. Vom Turm aus dirigiert der Stab die Operationen.

Ich stehe hinter der einen Batterie. Fortgesetzt werfen die Kanonen die furchtbaren Geschosse aus ihren Schlünden. Das Ziel ist der hinter dem Fuchsberg verschanzte Feind. Unheimlich heulend und unter höllischem Zischen sausen die Granaten durch die Luft — bis zu acht Kilometer weit.

Am Dienstag noch waren die Russen in Drensfurth. Auf dem Fürstenauer Berg hatten sie sich verschanzt und tiefe Schützengräben im Zickzack über den ganzen Berg gezogen. In unmittelbarer Nähe ihrer Stellungen hatten Duzende Geschosse der Deutschen eingeschlagen und den Boden tief aufgewühlt. Vor dem Feuer wichen die Russen zurück, und nun wurden sie von dem Punkt ihrer eigenen früheren Stellung aus beschossen. Noch eine Weile dauerte das Blitzen, Donnern, Zischen und Heulen, dazwischen schallte aus der Ferne hinter einem Walde noch deutlich vernehmbares Gewehrknattern. Die ganze weite Ebene im hellen Sonnenglanz war anscheinend leblos. Die Batterien verschanzt, die

Infanterie in Gräben und hinter Deckungen. Auf den dunklen Rauchwolken standen, wie eine Krone, die weißen Wölkchen der Schrapnells. Flammengarben der brennenden Ortschaften geben dem Rauch- und Qualmgemälde schauerlich-lebhaftes Kolorit. Ein überwältigendes Bild furchtbarer Zerstörung.

„Batterien wechseln!“ Von einem Geschütz zum anderen geht das Kommando weiter. Die Russen ziehen sich noch mehr zurück, anscheinend in der Richtung nach Nordenburg. Es war der linke Flügel der russischen Armee.

Am Kommandoturm hörte ich den Befehl: „Kavalleriedivision linken Flügel herum!“ Im selben Augenblick rast ein Auto davon, kurz hinterher mit verhängten Zügeln ein Reiter. Rechts vom Turm auf dem sogenannten Friedhofshügel nehme ich Stellung. In der Ebene, am Fuchsberg, in Ermelstein und weiter nach Nordosten ist es, aus den Gräben heraus, lebendig geworden. Infanteriekolonnen marschieren den weichenden Russen nach. Deutsche leichte Artillerie jagt den Fuchsberg hinan, von Westen tausend Munitionswagen demselben Ziele zu. Nun eilen die schweren Batterien in der Richtung nach Angerburg davon. Hinterher in langen Zügen Munitionskolonnen, andere kommen zurück, um neues Eisenfutter für die Stahlschlünde zu holen.

Bald ertönt wieder der höllische Lärm der Geschütze, die Russen bewerfen den Fuchsberg mit gutgezielten Schrapnells. Wolke auf Wolke fliegt auf. Sie heben sich scharf ab von der grauen Wand des Rauches der in Flammen zusammenstürzenden Häuser, Scheunen und ganzen Dörfer. Noch einmal und nun viel näher wird das Geknatter der Kleinkalibrigen hörbar.

Die Munitionskolonnen hinter dem Fuchsberg setzen sich in Bewegung. Wahrscheinlich suchen sie Deckung vor den feindlichen Geschossen. Die Kolonnen ziehen sich auf engen Raum zusammen, noch einige Zeit brüllen die deutschen Batterien, dann tritt eine Pause ein, gerade so, als wollten sich die mächtig arbeitenden, Schrapnell- und Granaten schleudernden Ungetüme etwas verschlafen. Nun aber beginnt es von neuem. Wieder heult und zischt und donnert und blitzt es. Neue Flammen steigen auf.

Allmählich schweigen die donnernden Schlände, bald ist es ganz still. Die Russen ziehen sich weiter zurück. Vielleicht zu schnell für die Pläne des Stabes. Die Deutschen nehmen die Verfolgung auf. Kilometerlange Trainzüge, die bis Rastenburg zurück Aufstellung genommen hatten, hinterher.

Lange Sanitätskolonnen streben bereits mit Wagen aller Art dem Schlachtfelde zu. Sie finden unheimlich viel Arbeit. Schon als wir zum Schlachtfelde fahren, begegneten uns Wagen mit Verwundeten und Trupps gefangener Russen.

Wir fahren zurück zu unserem vorläufigen Standquartier. Noch lange sah man die Feuerfarben, sie überzogen den ganzen Horizont mit einem Glutschein.

Die Fluchtwege.

Stallupönen, 15. September.

Gefangene Russen sind mit dem Fortschaffen der Toten, mit Räumung des Schlachtfeldes beschäftigt. Berge von Gefallenen forderte der Kampf, der bis heute früh 4 Uhr hier tobte. Fluchtartig ziehen sich die Russen zurück. Einzelne Kanonenschüsse, die zu uns herübertönen,

lassen erkennen, daß General Kennenkampf seine Flucht nur noch schwach zu decken versucht. Von den Ueberlebenden seines Heeres bleibt ein großer Teil an Gefangenen in Deutschland. In langen Zügen ziehen diese gefangenen Soldaten und Offiziere an uns vorbei. Man schätzt die Zahl auf 30 000. Der Spazierritt nach Berlin ist den Kosaken übel bekommen. Aber sie haben uns schreckliche Zeugnisse ihres Treibens hinterlassen.

Ich sah Hunderte von Wohnungen, aus denen alle beweglichen Wertfachen weggeschleppt, das Zurückgelassene sinnlos zerstört war. Eßgeräte, Betten, Schränke wurden ekelhaft beschmutzt. Infanterieoffiziere wollen keine Verantwortung für die Schandtaten tragen. Sie erklären, daß sie die Verwüstungen schon vorgefunden hätten, und schieben sie auf Kavalleriedivisionen. Diese Offiziere lehnen jede Gemeinschaft mit den Kosaken ab, über die sie keine Macht hätten; in Rußland hausten sie ebenso. Leider nützt diese Ablehnung der Verantwortung nichts, denn die Kosaken sind Bestandteile der russischen Armee; sie werden als Soldaten ausgerüstet und erhalten und im Kriege verwendet.

In Nordenburg stehen einige gefangene Russen, Leichtverwundete, vor einem Hause. Zwischen ihnen Kinder und ein Einwohner, der anklagend auf die Russen einredet: „Mein Häuschen ist verwüstet. Meine Habe hat die Bande verdorben, mein erspartes Geld raubte das Gesindel. Man drohte mich zu morden, wenn es versteckte Sachen fände. Das sind keine Soldaten, das sind Banditen.“

Entsetzt fragt ein Russe: „Waren das Infanteristen? Waren das Infanteristen? Sagen

Sie, waren das Infanteristen?" Ich sehe Trauer in den Augen des Fragenden, Abscheu, Der Mann antwortet schlicht: „Das weiß ich nicht, vielleicht Kosaken.“

„Kosaken? Ja, Kosaken machen das!“

Ich frage: „Glauben Sie, Infanteristen tun das nicht?“

„Gewiß, auch unter den Truppen gibt es Banditen und Räuber, auch dumme Leute, die aufgehetzt worden sind. Ich habe es in russischen Zeitungen gelesen, in welcher gemeiner Weise die unwissenden Leute fanatisiert worden sind. Man hat ihnen gesagt: „Die Preußen sind Barbaren. In Czestochau haben sie sogar Nonnen geschändet und die Kirchen entweiht. Ueberall werden Frauen und Mädchen vergewaltigt.“ Glaubt das nicht, habe ich gesagt, ich kenne die Deutschen, ich war lange in Deutschland. Aber die armen Leute glaubten die Lügen und riefen: Rache, Rache!“

So mißbraucht man das religiöse Gefühl der in Unwissenheit erhaltenen Menschen! Aus religiösem Fanatismus werden sie zu Mordbrennern und Bestien.

Der erwähnte Russe, ein Kaufmann aus Wilna, diente als Telegraphist bei einer Artilleriebrigade. Mit Bewunderung spricht er von der Leistung der deutschen Artillerie. Er erzählte weiter: „Von Deutschen sind Proklamationen in Rußland verbreitet worden. Darin wird gesagt: „Das russische Volk wird über den Krieg und das Verhalten der deutschen Soldaten belogen.“ Leider ist das wahr. Das russische Volk wird in schrecklicher Weise belogen.“

Man hat auf dem gestrigen Kampffelde schon tüchtig aufgeräumt. Vor dem Bahnhof scheint am heftigsten gekämpft worden zu sein. Berge von Wagen, Kasten, Kisten, Waffen, toten Pferden, Mänteln, Kleidern, Nahrungsmitteln, Hausgerät, Silbersachen, Porzellan, alles was die Russen zusammengeraubt hatten, bilden ein Chaos. Viel von der Schlachtbeute der Deutschen war Raubbeute der Russen. Fast alles ist zertrümmert, wertlos geworden. Das Ganze bietet ein Bild von unendlicher Wüsthheit. An einer Wagenburg steht tot, angeschirrt, ein Pferd. Zwischen Wagen und einem Baum ist es eingeklemmt. Das zweite Pferd steckt zwischen den Wagen. Im Todeskampf sprang es halb auf einen Prozkasten hinauf. Duzende von toten Pferden, in jeder Stellung, liegen noch umher. Auf blutbesudelten Kleidungsstücken Zucker und Brot. In einer Ecke hocht ein toter Russe, eine Wase in der Hand. Flüchtend hat er sie retten wollen. Auf dieses Bild der Verwüstung und des Grauens wirft der Feuerschein des vorgelagerten, teils brennenden, teils nur noch rauchenden Stadtteiles gespenstische Schatten. Geisterhaft bewegen sich die Kolonnen der aufräumenden Russen. Ernst und dumpf tönen die antreibenden Kommandobefehle. Ein russischer Offizier treibt zu eiliger Arbeit an. Ein deutscher Leutnant und wenige Mann überwachen das Ganze. Die Russen gehorchen sklavisch . . .

Geschlossene russische Truppenmassen gibt es in Preußen nicht mehr. Die Flucht der Russen vollzog sich schließlich in voller Auflösung. General v. Hindenburg hat die Grenze überschritten. Er versucht, die noch in Preußen befindlichen Kolonnen abzuschließen.

General Rennenkampf hatte sich täuschen lassen, er glaubte große Teile der deutschen Armee in der Gegend von Königsberg zusammengezogen. Nach der Vernichtung der Armee Samsonows wurden die vereinten Mächte gegen die befestigten Stellen Rennenkamps geführt. Neun Tage lang hat er Zeit gehabt, sich in Verschanzungen, bis nach Gerdauen vorgeschoben, einzugraben. Mit beispielloser Hefigkeit griffen die Deutschen an, trieben ihn aus seinen Stellungen und zwangen ihn in wilde Flucht. Uebermenschliches ist dabei von unseren Truppen geleistet worden. In Tagesmärschen wurden 40, ja 50 Kilometer zurückgelegt. Und dann mußten die Soldaten abends sich oft noch mit dem Bajonett ein Quartier erkämpfen. Nicht eher war Feierabend, bis man die erreichte feindliche Position genommen hatte.

Ein Feldwebel, Führer einer Kompagnie, die alle Offiziere verloren hatte, erzählte mir: „Seit einer Woche haben meine Leute kein Bett, kein Bivak gesehen, keine Stunde liegend geschlafen. Ohne einmal aus ihren Kleidern herauszukommen, konnten sie nur einige Male stehend im Schützengraben kurze Zeit schlafen. Und nun bringen wir 1400 Gefangene.“

*

Ein Gefangenentrupp von über 3000 Russen wird vorbeigeführt. Kosaken sind nicht dabei, aber fast ein Duzend Leute in Zivilkleidung. Es sollen ertappte Spione sein. Bei den Russen fällt die große Verschiedenheit der Gestalten und Physiognomien auf. Hochgewachsene Menschen, blauäugig und blondbärtig von auffallend germanischem Typus, auch untersekte Gestalten mit demselben Gesichtsausdruck, dann wieder kleinere

Menschen mit stark mongolischem Einschlag und viele Juden, diese meist mit intelligenten Zügen und flugblickenden Augen. Ueberhaupt sieht man entweder sehr intelligente oder recht stumpfsinnige Gesichter. Der körperliche Zustand der Gefangenen ist augenscheinlich ganz gut, sie machen den Eindruck, große physische Leistungsfähigkeit zu besitzen. Sie starren entweder teilnahmslos und traurig vor sich hin oder schauen neugierig wie Kinder herum, gerade so, als ob sie bei dem weltgeschichtlichen Drama nur eine passive Rolle spielten. Manche der intelligent Aussehenden lächeln: sie sind mit ihrer jetzigen Lage zufrieden.

Der Zug marschirt zum Gefängnis, in dessen Hof er sich aufstellt. Dann müssen die Zivilisten heraustreten oder, wenn sie nicht folgen, werden sie nicht gerade sehr sanft vor die Front gezerrt. Es heißt: eine Kugel wird die nächste Gabe sein, die sie erwartet. Nun müssen die Offiziere vortreten, vielleicht fünfzig an der Zahl. Es ertönt das Kommando: „Epauletten herunter!“ Einige der Offiziere schlagen den Mantel zurück und neigen die Schulter vor, damit ein Soldat die Epauletten bequem abnehmen kann, andere nehmen sie selbst von den Schultern, einzelne bleiben unbeweglich stehen und lassen sich die Achselstücke herunterreißen. Die deutschen Offiziere grüßen, ihre russischen Exkameraden werden gesondert von den Mannschaften interniert. Wie mir später ein Hauptmann sagte, bedeutet das Abnehmen der Epauletten keine Degradierung, es geschieht, um festzustellen, welchen Truppenteilen die Gefangenen angehörten.

.....

Auf einem Acker vor der Stadt sind gefangene Russen mit dem Aufwerfen großer Gruben beschäftigt. Je zehn Mann für eine Grube. Ein Musketier überwacht sie. Man arbeitet ganz gemütlich. Einige der Russen rauchen Zigaretten. Auf dem Acker liegen 46 tote Russenpferde. Eins mit abgerissenem Kopf. Dem andern fehlt ein Bein, das glatt unter dem Kumpf abgeschlagen ist. Daneben liegt ein Tier mit breit aufgerissenem Rücken. An manchem Kadaver entdeckt man erst bei genauem Hinsehen die kleine Eingangspforte des Geschosses, das den Tod des Tieres herbeiführte. Ein Sergeant sagte mir: „Zwei Granaten haben alle diese Tiere hingestreckt!“ Wie vielen Menschen sie den Tod brachten, wie viele sie verwundeten, das konnte ich nicht erfahren. Die Gruben sind aufgeworfen. Zwei Pferde schleifen die Kadaver einzeln in die Löcher, zehn bis zwölf in eine Grube. Diese sind nur so tief, daß die obersten Kadaver beinahe mit der Erdoberfläche abschneiden. Auf der gegenüberliegenden Seite der Chaussee liegen noch viel mehr tote Pferde, die herangeschleift wurden. Ein Teil davon war infolge von Ueberanstrengung oder Krankheit eingegangen. Ueberall auf den Wegen und Feldern liegen Pferdekadaver. Der Tod hält auch unter den Tieren reiche Ernte . . .

*

In vielen Orten, wo die Russen waren, sind die Lebensmittel knapp geworden. Die Eroberer nahmen alles mit. Besonders auf die Obstgärten hatten sie es abgesehen. Wo sie die Gärten heimgesucht haben, ist auch nicht ein Stück Obst mehr zu finden, kein Apfel, keine

Birne, nichts. Alle Bäume und Sträucher sind rafeahl abgesucht. Auf einem Schlachtfelde sah ich bei den toten Russen große Mengen von Obst liegen. In vielen Quartieren konnten wir nicht ein Stückchen Brot, nicht eine Kartoffel bekommen. Die Russen haben alles mitgenommen. Manchmal bezahlten sie, sehr oft aber nicht, und dann waren Drohworte ihre Bezahlung. Wo Not eingetreten ist, helfen die Proviantämter aus. Nur an Fleisch ist gewöhnlich kein Mangel. Viele Besitzer sind geflohen, und da es an Futter fehlt, wird das zurückgelassene Vieh geschlachtet. Später wird sich die Notwendigkeit herausstellen, den Fleischkonsum stark einzuschränken.

In Nordenburg war ich Zeuge einer ergreifenden Szene. Ein Soldat hatte auf einem Feldfeuer seine Suppe gekocht. Davon gab er einer alten Frau, die seit einigen Tagen nichts genossen hatte, da sie sich aus Angst vor den Russen nicht aus ihrer Hütte gewagt. Vor dem Soldaten fiel sie auf die Knie und wollte ihm die Hände küssen. Der wehrte ab und hob das Mütterchen auf. Nun umschlang es den Soldaten mit den Armen. Als es sich beruhigt hatte, gruben zitternde Hände den Löffel in den Suppenbrei . . .

*

Auf ihrem Rückzuge zerstörten die Russen die Brücken auf dem Wege nach Gumbinnen. Hinter Insterburg mußten die Truppen mit ihren Wagen durch die Angerapp. Da sah man, welche erstaunlichen Leistungen Menschen und Tiere im Kriege fähig sind. Mit Galloh ging durch die Furt, auf der anderen Seite eine steile, durch Regen aufgeweichte Böschung hinauf —

mit den schweren Bagagewagen. Auch Autos mußten diesen Wasserweg überwinden. Eins fuhr in eiligem Tempo hindurch, andere bedurften des Vorspanns einiger Pferde, weil im Wasser der Motor versagte. Am nächsten Tage hatten Pioniere wenigstens für den Fußgängerverkehr eine Notbrücke gebaut.

Auf dem Rückwege benutzten wir eine andere Straße. Dunkle Nacht umgab uns. Mit 60 Kilometer Geschwindigkeit sausten wir auf einem Kraftwagen des A. D. K. dahin. Plötzlich Rufe: „Halt, halt!“ Schon aber saß der Wagen im Gezweig eines Baumes, der über den Weg gestürzt war. Ein von den Russen bereitetes Hindernis. Kurz hinter dem Baum wieder eine gesprengte Brücke. Auf Umwegen, über Wiesen, Acker, Furchen und Hügel gewann unser trotz aller Hindernisse unbeschädigter Wagen nach einer Stunde wieder eine fahrbare Straße. Noch einen Zwischenfall, der leicht ein böses Ende hätte nehmen können, erlebten wir an diesem Abend. Als wir Gumbinnen verließen, erschallte ein „Halt!“ Ein Musketier auf Posten war der Rufer. Der Chauffeur wollte nicht glauben, daß ein Generalstabsoffizier — Hauptmann Berrer saß neben ihm — angehalten werden könnte. Der Wagen hielt nicht, noch einmal und dringlicher ertönte das Halt! Der Führer stoppte, und als wir zurücksahen — richtig, da steht der Musketier mit dem Gewehr im Anschlag, bereit, durch eine oder mehrere Kugeln seinem Haltbefehl Nachdruck zu geben. Schnell war der Irrtum aufgeklärt, der leicht einem von uns das Leben hätte kosten können.

Auf der Chaussee nach Stallupönen marschierten abends große Kolonnen Infanterie im Eilmarsch den fliehenden Russen nach. „Morgen marschieren wir in Rußland hinein,“ mit ihrem Marschtritt im Einklang brauste das Lied in die Nacht hinaus. Vierzig Kilometer Marschleistung bei fortgesetzten Kämpfen, tagelang ohne Unterbrechung und dann abends noch munterer Gesang: man sollte das nicht für möglich halten! Soldaten, die in der Front standen, verletzte und unverletzte, Unteroffiziere, Sergeanten, Offiziere versichern: Die Angriffslust der Mannschaften ist oft nicht zu zügeln. Sie gehen drauf wie toll, viel zu eilig. Die Zaghaften werden von den ungestüm vorwärts Drängenden mit fortgerissen — da gibt's kein Halt! Nachts ist es etwas anders. Die Dunkelheit, in der man nichts sieht und nicht weiß, wo der Feind steckt, macht vorsichtig. Die Soldaten hören nur die Kugeln pfeifen und müssen fürchten, in die eigenen Truppen zu schießen oder von eigenen Truppen beschossen zu werden. Das kann Unruhe in die Kompagnie bringen, die Bangen gehen zurück, andere folgen. So erzählte uns ein Leichtverwundeter, der schon viermal im Feuer war. Der Umstand, daß er nicht mit nach Rußland hineinkomme, betrückte ihn. Auf meine Frage, was er im Feuer denke und fühle, sagte er: „O, das ist ganz schön.“ — „Haben Sie kein Angstgefühl?“ — „Nein, ganz vorn ist es weniger gefährlich als hinten. Die Russen schießen schlecht. Man denkt nichts als nur: Immer vorwärts!“

Ein Bremer von einem Reserveregiment erzählte mir gestern: „Ich stand schon oft im Feuer russischer Infanterie. Aus ihren Verschanzungen

.....

schießen sie blind drauflos, aber so hoch über uns weg oder so weit an uns vorbei, daß wir beim Stürmen manchmal nicht einmal ihre Kugeln hörten. Jedesmal, wenn wir nahe kamen, sprangen sie aus den Verschanzungen heraus und schwenkten ihre Jacken, weiße Tücher, viele sogar ihre schnell ausgezogenen Hemden, zum Zeichen, daß sie sich ergeben und die Waffen niederlegen. Das habe ich oft erlebt." Ähnliches hörte ich, abgeschwächt oder verstärkt, von einer ganzen Reihe Soldaten und Offiziere, die in der Front Verwundungen erlitten hatten. Auch darin war man einig, daß die russische Artillerie vorzüglich schießt und oft überraschend gut über die Stellungen der Deutschen informiert ist. Die Verschanzungen der Russen werden als sehr praktisch anerkannt. Viele russische Soldaten erklären in dem Augenblick, wo sie sich gefangen geben: „Ich bin ein Jude!“ Das gilt als ein Beweis, daß sie nur gezwungen kämpfen.

*

Was der Krieg an materiellen Gütern zerstört, das läßt sich berechnen, aber unberechenbar ist der Verlust an moralischen Werten. Die Bestialitäten der russischen Soldateska bezeugen eine furchtbare Verwilderung. An die Sohlen des Krieges heftet sich aber auch fahrendes Volk, das von jenseits der Grenze herkommt und an den Stätten der Verwüstung sein Handwerk treibt. An manchen Orten wurde mir gesagt, daß es höchste Zeit gewesen sei, den Plünderungen verlassener Wohnungen ein Ende zu machen. Das Erscheinen deutschen Militärs sorgte dafür.

Ueber das moralische Verhalten der russischen Infanteristen, und besonders der jüdischen Soldaten, hört man soviel Gutes, daß sie, selbst wenn

man einen Teil der schlimmsten Streiche auf ihr Konto bucht, immer noch mit einem starken Plus abschneiden. Der Inspektor eines großen Gutes bei Gerdauen, ein Urgermane von Ansehen und nach seinen Aeußerungen Antisemit, erklärte: Die Russen haben sich hier gut aufgeführt, durch Anständigkeit und Sauberkeit zeichneten sich ganz auffallend die Juden aus. Dieselbe Beurteilung hörte ich in verschiedenen anderen Orten, vornehmlich in Nordenburg, wo ich Männer und Frauen darüber befragte. Erwachsene Kinder sagten mir: „Die Russen waren nie frech“. In Saugärten, wo die Russen über eine Woche lagerten, trafen wir einen Gänsehirtin und in seiner Obhut 440 Gänse. Auf unsere Frage gab er folgende Auskunft: „Es waren 444 Stück, 4 nahmen die Russen, ihre Offiziere bekamen den Braten.“

Wir sahen überhaupt in den von Russen besetzt gewesenen Gebieten viele Kühe, Pferde, Hunde und Federvieh. Auch fiel uns auf — wir achteten darauf — daß auf unserm ganzen langen Wege niedergebrannte Kornmieten nicht zu sehen waren. Dann aber wieder versicherten uns verschiedentlich Einwohner, die Russen hätten Scheunen mit Korn, Heu und Stroh absichtlich in Brand gesetzt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß viele Brände durch Granatschüsse entstanden sind. Denn Strohmieten eignen sich sehr zu Beobachtungszwecken.

Mut, Schutt, Blut und der Sieg.

Stallupönen, 20. September.

„Wo erfahre ich, wo die Jäger sind?“ — Mit dieser Frage wandte sich an uns ein junger Mensch in Zivilkleidung. Es war ein schwächliches Persönchen mit blassem Gesicht; weit unter

dem Kinn, fast am Halse schossen ihm 2 bis 3 Zentimeter lange Flaumhaare hervor. In seinem kamelhaarfarbenen, zerrissenen, viel zu weiten Zwilchrock und den sehr lang geratenen, in allen Farben schillernden Hosen sah er auf den ersten Blick nicht gerade sehr vertrauenerweckend aus. Aber Harmlosigkeit sprach aus seinen Augen und aus seiner schüchternen Fröhlichkeit über ein von ihm bestandenes Abenteuer. Auf unsere Frage, warum er das wissen wolle, erzählte er: „Ich diene beim 2. Jägerbataillon und geriet in russische Gefangenschaft. Auf der Flucht dachten die Russen nur an ihre Sicherheit. Ich konnte ihnen entschlüpfen und versteckte mich. Ein russischer Arbeiter, der mich in seine Wohnung kommen ließ, gab mir diesen Anzug. So kam ich schnell wieder zurück und suche nun mein Bataillon.“ Flingg heißt das flinke Kerlchen, in Graudenz auf dem Getreidemarkt war seine letzte Wohnung. Wir wiesen ihn an den Stadtkommandanten. Eilfertig sprang der Jäger davon, um bald wieder in Uniform zu stecken.

*

Auf einer Straße sehen wir Pfützen, stark mit Blut durchsetzt. Es waren Rückstände einer fürchterlichen Barrikade. Bei der Schlacht vor drei Tagen war sie erbaut worden. Die Deutschen mußten sie erstürmen, da die Russen damit einen Zugang versperrt hatten. Die Russen hatten gestohlene und eigene Pferde herangeholt und auf der Straße erschossen — immer mehr und mehr, so daß sich ein Wall von toten Pferdekörpern erhob, eine Barrikade aus Fleisch. Eine mächtige Mauer, aus der in Strömen Blut floß. Die Kugeln aus den Gewehren der heranstürmenden Deutschen preßten den letzten Tropfen

Blut aus den Pferdeleibern . . . Gefangene Russen mußten nachher die Fleischmauer abtragen und ein starker Regenschauer spülte den Blutbach fort. Nun sah man nur noch die mit Straßenschmutz und Regenwasser vermischten Reste.

*

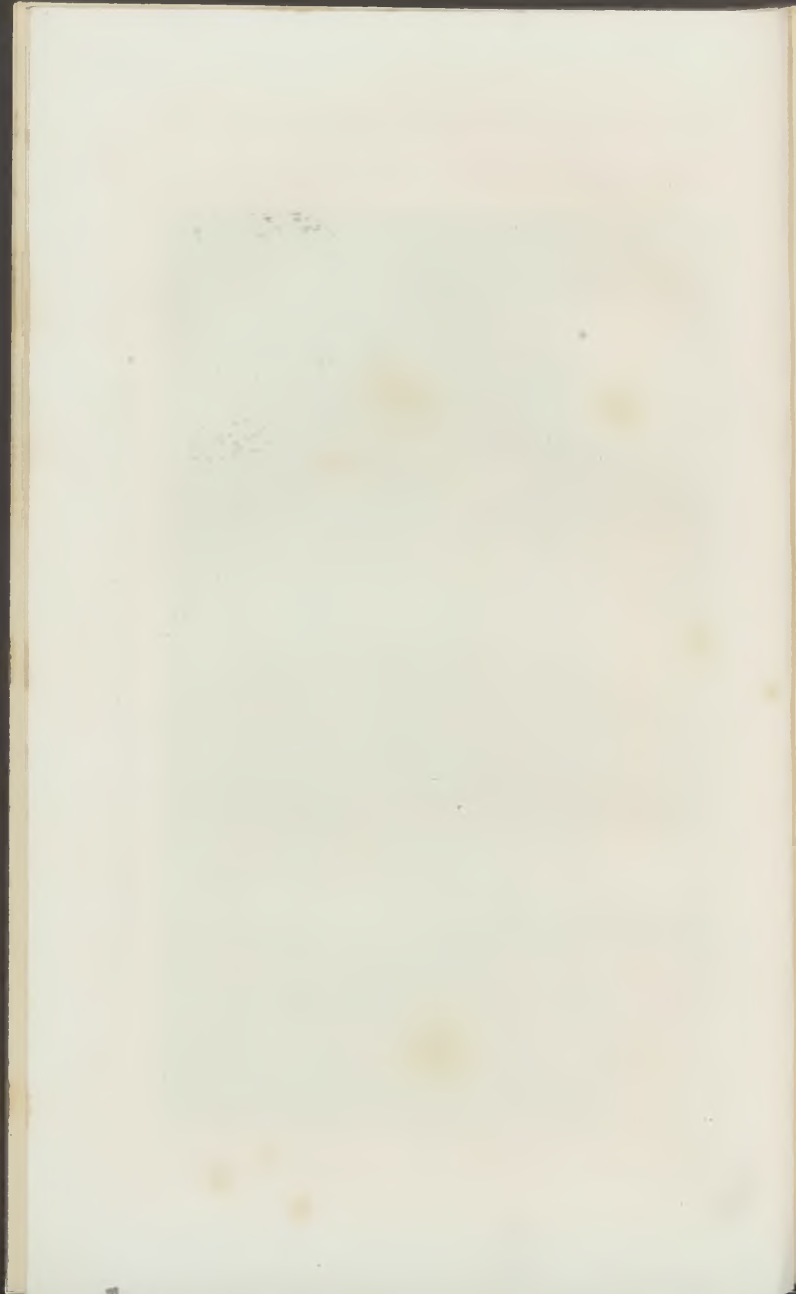
In Schirwindt, einem der Orte direkt an der Grenze, hat die Zerstörung kein Haus verschont. Nur die Kirche blieb unbeschädigt. An die Gotteshäuser wagte sich die russische Barbarei nicht heran. Alle Wilden haben eine unüberwindliche Scheu vor heiligen Orten und Gegenständen.

Eins der zerstörten Häuser erregt besondere Aufmerksamkeit. Aus dem Hause soll geschossen worden sein. Nicht durch Inbrandsetzen, sondern durch Sprengung wollten die Russen es dem Erdboden gleichmachen. Zwei Sprengminen wurden gelegt. Sie hatten eine merkwürdige Wirkung. Ein Feuerschaden entstand nicht. Auf der einen Seite wurde das Haus auf ungefähr ein Drittel seiner Länge fall vollständig fortgerissen. Nur das Dach blieb unbeschädigt. Es konnte sein eigenes Gewicht aber nicht mehr tragen, neigte sich, ohne abzureißen, herab und hängt nun in einem stumpfen Winkel über dem Trümmerhaufen, gerade als wollte es ihn bedecken und schützen . . .

An dieser Seite ist von der Einrichtung der Wohnungen nicht mehr viel zu sehen. Der Luftdruck hat sie fortgetrieben, nur noch Reste von Möbeln sieht man zwischen dem Schutt. Auf der anderen Seite ist nur 2 bis 3 Meter tief und bis in die Höhe des dritten Stockwerkes die Ecke des Hauses an der Vorderfront weggeschleudert



Feldbacköfen mit wasserdichten Zelten für Herrichten von Brotteig.



worden. Mauerwerk liegt bloß, Möbel sind umgerissen worden, andere stehen an ihrem Platz. In ein Zimmer des oberen Stockwerks schaut man ungehindert von der Straße aus hinein. Es sieht recht einladend aus. Von der Decke hängt ein mächtiger Kronleuchter. In einer Ecke steht unversehrt der Kachelofen, in der Mitte an der einen Wand ein Tisch, darauf allerhand Geschirr und Stühle herum. Die Einwohner scheinen von der Mahlzeit aufgeschreckt worden zu sein. Hier werden sie sich nicht mehr niederlassen . . .

*

Wie Gefangene erzählen, waren sie seit März dieses Jahres auf dem Marsch. Von anderen erfuhr man, daß sie lange vor Kriegsbeginn aus dem Auslande nach Rußland beordert waren. Der offiziellen Mobilisation ging die inoffizielle lange Zeit voraus. Trotzdem behaupteten nicht nur Soldaten, sondern auch Offiziere Einwohnern gegenüber: „Euer Wilhelm wollte den Krieg, der Zar wollte den Frieden.“ Der Friedenszar machte aus Ostpreußen eine große Blutlache, ein Massengrab! . . .

Eine Pause unterbricht die Operationen, eine Pause zwar, aber kein Waffenstillstand. Von zwei russischen Armeen ist die eine fast vollständig vernichtet, die andere, Kampfesberühmtes und gefürchtetes Heer, besteht nur noch aus Trümmern. Von seiner stolzen Habe an Bagage und Munition bringt Rußlands Feldherr so gut wie nichts nach Rußland zurück. Auch er hat sich von einem an Zahl schwächeren Gegner schlagen und in wilde Flucht treiben lassen. Sein großes Vertrauen auf die russischen Verschanzungen, die bei all ihrer technischen Güte der deut-

schen Artillerie nicht gewachsen waren, brachte ihn ins Verderben.

Seine Stellung war so günstig, daß er den deutschen rechten Flügel umgehen, die Aufmarschlinie der Armee Hindenburg im Rücken packen und in Verwirrung bringen konnte. Zu offenbarem Vorgehen konnte Rennenkampf sich nicht entschließen. Dem stürmischen Angriff auf beiden Flügeln und auf der breiten Front setzte er zunächst Widerstand entgegen. Dann versuchte er den geordneten Rückzug, in dem er sonst Meister war. Als man jedoch die drohende Umklammerung seines linken Flügels merkte, wurde aus dem Rückzug eine Flucht, die unter der stürmischen, unaufhaltsamen Verfolgung der Deutschen in wilde, regellose Auflösung ausartete.

Wie mir Erzellenz von Hindenburg erklärte, wäre es auf einem anderen Terrain und ohne den prachtvollen Geist und die in der Geschichte einzig dastehenden Leistungen unserer Truppen unmöglich gewesen, einen solchen Erfolg zu erzielen. Die masurischen Seen, so bemerkte der Generaloberst, hätten ihm erlaubt, in der Ausdehnung der Wasserfronten die Aufmarschlinien zu unterbrechen und so die Angriffskräfte auf die anderen Punkte zu konzentrieren. Der Sturmeifer der Truppen sei nicht zu zügeln gewesen. In ihrer Ungeduld hätten sie oft weder den Erfolg des Feuers der Artillerie, noch das Eingreifen der eigenen Massen abwarten wollen. Die Führer mußten stets bremsen; solchen moralischen, physischen und technischen Leistungen, wie denen der deutschen Truppen, halte kein Feind stand.

Nun versucht Rennenkampf in der Festung Kotowo neue Kräfte zu sammeln und sich mit

Munition zu versehen. Aus der mit unerhörter Bravour durchgeführten Verfolgung und aus dem Gewinn neuer Positionen ergibt sich auf deutscher Seite, daß andere Formationen wünschenswert sein könnten. Ruhe vor neuen Stürmen, vor neuen Schlachten!

Die Hoffnungen auf baldigen Frieden sinken tiefer und tiefer, und es ist zu befürchten, daß die Vernichtung und Zerstörung, das entsetzliche Schlachten bis zur völligen Ermattung, wenn nicht bis zur Vertilgung des Gegners fortgesetzt wird.

Insterburger Ruffentage.

Am 4. August 1914 überschritt General Rennenkampf mit seinem Heere die deutsche Grenze. Am 24. August ernannte er den Doktor Max Bierfreund, einen praktischen Arzt, zum Gouverneur von Insterburg, und gleichzeitig erließ er eine Bekanntmachung, in der die kühne Behauptung aufgestellt wird, „es sei der Wille des Kaisers aller Kreuzen, die friedlichen Einwohner zu schonen“. Weiter wird darin gesagt: „... Auch der kleinste, dem russischen Heere geleistete Dienst wird reichlich belohnt und bezahlt werden.“ Mit der Aufforderung zu Verrat und Spionage begann der ungekrönte König seine Regierung. Am 25. August mußte der Gouverneur den Einwohnern Verhaltensmaßregeln erteilen: an die Flüchtlinge richtete er die Aufforderung, wieder nach der Grenze zurückzukehren, „da sie voraussichtlich noch in Wochen keine Aussicht hätten, über Insterburg hinaus weiter ins Innere des Landes zu fliehen, während sie nach der russischen Grenze hin zurzeit freundliche Verhältnisse vorfänden“. Nach einer weiteren

Bekanntmachung hätten die Geschäftsleute von den Russen zu hohe Preise gefordert. Das solle aufhören; der Rubel müsse mit 2,50 Mark in Zahlung genommen werden. Manche Geschäftsleute klagten darüber, daß die Russen selbst die Preise bestimmt hätten, und zwar um die Hälfte und mehr unter den üblichen. Andere wären ohne Bezahlung davon gegangen. Zu Verkäuferinnen gesellten sich russische Offiziere als Verkäufer. Wenn einer ihrer Kameraden Einkäufe machten, erhöhten sie um ein Beträchtliches den von den Verkäuferinnen genannten Preis.

*

Im Kassenlokal der Ostbank sieht es wüst aus: Kassen und Schränke erbrochen. Kassetten gesprengt, Papiere, Materialien, zertrümmerte Schubfächer auf dem Boden. Das Ganze verstaubt, mit Mörtel und Mauerwerk durchsetzt. Hauptziel waren natürlich der Geldschrank und die Tresors, die in einem feuersicheren Gewölbe standen. Bevor die Russen ans Werk gingen, überklebten sie ein großes Kaiserbild mit dem Porträt des Zaren. Sollte er Zeuge ihrer Heldentat sein? Mit den Hilfsmitteln moderner Einbrecher — Bohrer, Säuren und Sprengmaterial — wurde die Eingangstür zum Gewölbe angegriffen. Die Tür aber widerstand diesen Künsten; drei Panzerplatten setzten allen Durchbruchversuchen Widerstand entgegen. Als man auf die zweite Platte stieß, gab man die Hoffnung auf, von hier aus an die vermuteten Schätze zu gelangen. Die Tür im ganzen herauszuheben, mißlang ebenfalls. Die im Mauerwerk zur Explosion gebrachten Patronen richteten nur geringen Schaden an. Nun wurde mit Dynamit die an einen Lagerraum stoßende Hintermauer der

Schatzkammer angegriffen. Der Sprengstoff schlug in die etwa einen halben Meter dicke, aus Klinger- und Zement hergestellte und mit Stahlbändern durchzogene Mauer ein Loch, genügend groß, um einen Menschen durchschlüpfen zu lassen.

In der ungefähr zehn Quadratmeter großen Schatzkammer gab es neue Spreng- und Aufbrecherarbeit. Die dort lagernden Kisten und Koffer mit Wertgegenständen der Kunden der Bank setzten der Technik der Angreifer großen Widerstand nicht entgegen. Der Geldschrank aber muß sich sehr hartnäckig benommen haben; das zeigen die Spuren. Eine Tür liegt herausgebrochen am Boden, in der anderen ist am Schloß ein Loch herausgesprengt. Obwohl die Tür danach kühnen Griffen kein Hindernis mehr bereiten konnte, blieben die Hände doch immer noch leer. Im Schrank sind in vier Reihen beinahe einbruchssichere Safes eingebaut. Aber auch damit wurden die Knackkünstler fertig. Auf ziemlich praktische Weise machte man sich die Sache leicht; man sprengte zunächst die oberste Reihe der Fächer auf, hob dann die Deckel der zweiten Reihe auf und öffnete die Schlösser von innen. Dieselbe Prozedur wiederholte man bei den darunterliegenden Reihen und betrieb so die Einbrecherarbeit recht ökonomisch.

Geld und Wertpapiere fanden Väterchens Soldaten nicht, nur Wertsachen, überwiegend Silber. Zwei weitere Tresors mit Schließfächern von Privatkunden zeigten nur die Spuren der bei den Sprengungen herumgeschleuderten Stahlstücke. Der gewaltige Luftdruck bei der Sprengung der Kammermauer hatte den schweren Stahlschrank fast einen Meter von der Wand

abgerückt. Nur wenige Stunden vor der Ankunft unserer Truppen war der Geldschrank den russischen Angriffen erlegen.

Man glaube übrigens nicht, daß die Geldschrankknacker ohne jede Rücksicht vorgegangen wären. Da man befürchtete, daß die Sprengung der Schatzkammer das Haus der Bank und das Nachbargebäude zerreißen könnten, mußten diese Häuser vorher geräumt werden, was darauf schließen läßt, daß mit dem Dynamit nicht gespart wurde.

*

Eine Explosion im Elektrizitätswerk geschah und kostete Menschenleben. Dr. Bierfreund als Bürgermeister wurde daraufhin von Kennen-kampf auf einer Autofahrt angebrüllt: „Die verfluchten Deutschen haben uns überall ihre Anlagen absichtlich zerstört, damit wir sie nicht benutzen können; sie haben auch hier die Maschinen zum Stillstehen gebracht und Dynamit gelegt, das die Maschinen dann in die Luft sprengen mußte.“ Dr. Bierfreund erklärt uns die Explosion so: Aus Angst vor dem ihnen angedrohten Tode haben die Leute versucht, einen Dieselmotor in Gang zu bringen. Es waren keine Fachleute, sie haben wohl einen technischen Fehler begangen, der die Explosion zur Folge hatte. Der Unfall ist also darauf zurückzuführen, daß einige Beamte des Werkes nicht da waren. Auch daß einige Geschäftsleute, die Sauerstoff und Kohlenäure in Flaschen führen, trotz tagelangen Bemühens der Stadtverwaltung von ihren Vorräten nichts herausgaben, trägt an dem Unfall die Schuld. Als dann Rittmeister Seggjeff requirierte, wurde in kurzer Zeit eine so große Zahl von Sauerstoff- und Kohlenäureflaschen herbeigeschafft, daß

jetzt des Guten zuviel war. Als sich der Motor in Bewegung setzte, mußte er infolge des zu starken Druckes explodieren.

Als Dr. Bierfreund die Anschuldigung, die Explosion in dem Elektrizitätswerk sei absichtlich herbeigeführt worden, als haltlos bezeichnete, donnerte der Generaladjutant des Zaren ihn an: „Schweigen Sie, sonst werden Sie sofort erschossen. Sie haben sofort achtzehn Bürgen (bisher drei) zu stellen und weiterhin jede Stunde weitere achtzehn, die erschossen werden. Alle Einwohner werden erschossen und die Stadt in Brand gesteckt . . .“ Die Explosion hatte sechs Einheimische getötet und einen russischen Rittmeister verletzt. „Meine Unterredungen mit Kennenkampf,“ erzählt Dr. Bierfreund, „endeten jedesmal mit seiner Drohung, mich und alle totschießen, Insterburg einäschern und ganz Deutschland in einen Trümmerhaufen verwandeln zu lassen, wenn der Rittmeister sterben sollte.“ Als der Rittmeister schon außer Lebensgefahr war, zeigte sich Kennenkampf milder: „. . . wenn der Rittmeister am Leben bleibt, soll alles gut sein; stirbt er, so wird alles erschossen.“

Der Insterburger Bürgermeister stellte dem General Kennenkampf übrigens hinterdrein ein gutes Zeugnis aus. In einer Bekanntmachung über die Befreiung Insterburgs von der russischen Okkupation schreibt er: „Hinter uns liegen zweieinhalb Wochen der Knechtschaft, nicht so grausam, wie wir anfangs fürchteten; wir wollen gerecht sein, auch dem Feinde gegenüber, der seine Manneszucht hielt . . .“ Am schlimmsten ist in solchen Häusern gewüthet worden, wo die Bewohner und Ladeninhaber geflohen waren. In Rastenburg haben der Frauenverein, der für

Lebensmittel sorgte, und die Dienstmädchen, die sich als — Bäckergefelln zur Verfügung stellten, viel dazu beigetragen, daß in dieser Stadt verhältnismäßig wenig Plünderereien und gewalttame Requisitionen vorkamen.

Auf russischem Boden.

Wylkowyszki, den 17. September.

Das erste, was mir in Rußland auffiel, war, daß die Holzhäuser mit Blech gedeckt sind. Wo eins dieser Häuser abbrannte, sanken die Blechdächer nieder und breiten sich nun wie ein roter Teppich über die Schutthaufen. Nur der Kamin ragt heraus, schwarz und düster. Ein stummer Ankläger gegen den Krieg, der so viel verwüstet.

Bis nach Wylkowyszki sieht man die Spuren heftiger Kämpfe: Munitionswagen, tote Pferde, zerbrochene Wagen und Waffen, umherliegende Ausrüstungs- und Kleidungsstücke, Möbel. In den Gräben ganze Batterien von Weinflaschen. Sie zu leeren, dazu nahm man sich auf der Flucht noch die Zeit.

Vom Bahnhof Wirballen ab war nur noch höchst selten eine durch Feuer zerstörte Hütte — die Bezeichnung Haus verdienen diese Wohnstätten, abgesehen von den Herrensitzen, nicht — zu sehen. An manchen dieser Hütten war ein primitives Schildchen befestigt: „Deutsches Haus“ stand darauf. Hier wohnen verhältnismäßig viele Deutsche; ihre Vorsicht war aber unnötig. Auch die russischen Häuser wurden nicht zerstört und nicht ausgeplündert.

Gleich hinter Wirballen machten wir Bekanntschaft mit russischen Wegen. Obwohl die Automobile sonst unglaubliche Terrainschwierigkeiten überwinden können, mußten wir hier doch

einmal ungefähr zwei Kilometer zu Fuß wandern, denn die Landstraße bestand aus einer Aufeinanderfolge von Löchern. Auf dem Bahnhof in W. standen lange Munitionszüge mit dem Futter für die russischen Geschütze. Ich überzeugte mich davon, daß diese Wagen mit dem bekannten Schutzzeichen des Roten Kreuzes versehen waren! In einem großen, fast einen halben Kilometer langen Schuppen lagerten allerhand von den Russen in Ostpreußen gestohlene Waren und auch Zollgüter. Hinter Wirballen trieben auf der Landstraße russische Soldaten unter Aufsicht deutscher Musketiere an 300 Stück Rindvieh wieder nach Deutschland zurück. Auch diesen Raub hatten die Russen nicht in Sicherheit bringen können.

In dem russischen Städtchen Wylkowszki herrscht deutsches militärisches Treiben. Von den Gefechten ermattete Truppen halten hier Rast, Bivaks sind aufgeschlagen. In Quartieren wohnen nur wenige Leute. Das ganze Städtchen scheint auf den Beinen zu sein. Frauen wandern zur Kirche, auch Soldaten werden hingeführt. In allen Straßen Soldaten und Zivilisten. Läden sind geöffnet. Am meisten hat der Barbier zu tun. Ein kleiner Bub, mit zweifellos hervorragendem Geschäftsinstinkt, hat auf der Straße einen Handel mit Stiefelwachs etabliert. In den Bivaks wird gekocht, gebraten, gewaschen, wie das so der Brauch. Die Stadt steht unter deutscher Verwaltung. Von Zerstörung, von Einbrüchen in Läden und Verwüstung von Privatwohnungen ist hier nichts zu merken. Der Kommandant hat einen Bürgermeister und Stadtverordnete ernannt. Und schon prangt am Rathaus eine Bekanntmachung mit

den festgesetzten Preisen für Lebensmittel. Die Einwohner sind augenscheinlich mit der Veränderung zufrieden. Die meisten sprechen etwas Deutsch. Sie drängen sich heran und geben ihrer Freude über das Verhalten der Deutschen Ausdruck. kaum merkt man Schüchternheit, von Aengstlichkeit keine Spur.

Wir betreten den Verkaufsraum eines Grünfranhändlers. Dieser Laden beginnt vor der Haustür, reicht über die Straße und fast den ganzen Marktplatz . . . So groß und weit ist er, wie die Phantasie des Händlers, der im Geiste vielleicht schon sich oder einen seiner Nachkommen als Millionär in Petersburg oder Berlin sieht. In Wahrheit umfaßt sein Laden kaum drei Quadratmeter ungedielten Boden. An einer Seite steht eine Art Gestell, darauf eine Anzahl fragwürdiger Töpfchen und Gläser mit noch fragwürdigerem Inhalt, auf dem Boden ein länglich flacher Korb, darin Gurken und einige Äpfel. Ein Loch ohne Tür führt in einen hinteren Raum, wahrscheinlich des Händlers Schlaf- und Wohngemach. Stroh liegt auf dem Boden, daneben ein Häufchen Feldfrüchte. Lächelnd fragt der Kaufmann: „Was können Sie brauchen?“ Wir dankten und erkundigten uns, wie ihm die deutsche Verwaltung behage. „Sie werden schaffen Ordnung, Gott wird geben!“ So und ähnlich sprachen auch die anderen.

Der Marktplatz in Wylkowyszki mit seiner Umgebung sieht etwa so aus wie ein großer, mittelmäßig gepflegter Gutshof in Preußen. In den anderen Ortschaften haben die Marktplätze denselben Charakter, nur noch um einige Grade weniger sauber. Da tummeln sich Schweine, die behaglich durch kleine Pfützen traben. Einige

Gebäude sehen ganz nett aus, so ungefähr wie ein kleines, nicht sonderlich gepflegtes Arbeiterwohnhäuschen bei uns auf dem Lande. Die anderen gleichen mehr den Ställen und schlechten Wohnungen schlecht gehaltener Gutsarbeiter. Es ist ein seltener Luxus, wenn die Lehmwände irgendwie bekleidet sind. Armut und Unkultur starren aus allen Winkeln. Viele Frauen und Mädchen gehen barfuß, aber kein Mann. Das Weib ist hier die Skavin des Sklaven. Die ganze Bevölkerung zeigt eine demütige Untertwürfigkeit, die Mitleid erregt.

Aber selbst in dem kleinsten Ort findet man eine oder mehrere Prachtbauten: die Kirchen. Mit ihrem hellen Anstrich und den bunten Kuppeln leuchten sie weit in die Landschaft hinaus, wie ein Kleinod in ganz gemeiner Fassung, gerade so, als sollten sie die Herrlichkeit des Jenseits im Gegensatz zur Jämmerlichkeit des Erdenlebens darstellen. Denn überaus jämmerlich ist das Leben der armen Unwissenden, Unterdrückten und Ausgebeuteten. Für sie ist der Glaube die einzige Quelle von Glücksempfindungen außerhalb des Triblebens. So ertragen sie die Sklaverei.

Die Befreiung von der zarisch-kosakischen Wirtschaft wäre ein Glück für diese Armen, wäre ein Kulturgewinn. Unberechenbare wirtschaftliche und soziale Kräfte und Werte liegen hier brach, ersticken unter dem Knutenregiment.

Die Schlacht bei Lyč.

Lyč, den 26. September 1914.

In der Geschichte dieses Krieges geziemt dem Kampf um Lyč ein besonderes Blatt. Heute sagen es die Führer: „Die Lyčer ahnten nicht,

in welcher Gefahr sie in den Tagen vom 10. bis 13. September lebten.“

Die von Erzellenz von der Goltz befehligte Division hatte die Aufgabe, den äußersten rechten Flügel der Armee Hindenburg zu schützen, einen möglichen Umgehungsversuch der Russen zu verhindern. Am 9. September hatten die Russen Dñč geräumt, nachdem sie den Einwohnern Wundertaten von sich selbst erzählt hatten; Deutschland läge schon getnebelt am Boden, Russen und Franzosen wären schon in Berlin. Sie zogen es vor, der durchaus nicht besonders starken Division v. d. Goltz das Feld zu räumen. Das taten sie so eilig, daß verwundete russische Offiziere, von den eigenen Truppen und Ärzten verlassen, am anderen Morgen zu ihrer Verwunderung sich in Behandlung deutscher Ärzte befanden.

Hinter einer Anhöhe, vor einem Walde südöstlich von Dñč, nahmen die Russen Stellung. Meisterhaft ausgehobene Gräben zeugen noch von ihrer Anwesenheit. Ihre Stellung war durch einen See von Dñč getrennt, dessen Enge, nordöstlich von Dñč, mit leichter Mühe zu verteidigen war.

Aus der Stadt feuerte deutsche Artillerie, vor der die Russen zurückwichen. Die Wirkung der Geschosse sieht man im Walde. Hunderte von Fichten sind in mäßiger Höhe über dem Boden glatt abgeschossen.

Landwehrbataillone, die der Division Goltz angehören, hatten zwei Marschleistungen von 60 Kilometern hinter sich. Am Elften kam die Nachricht, daß von Neuendorf aus starke russische Truppen im Anmarsch seien. Eine deutsche Brigade hielt die See-Enge an der Schloßbrücke

befetzt, eine andere erhielt den Auftrag, den linken Flügel der Russen zu umspannen. Nordöstlich von Lych wurde sie von den Russen in ein Gefecht verwickelt.

Nun war die Gefahr groß, daß die Russen über die Enge südwestlich durchbrachen und in den Rücken der Armee Hindenburg gelangten. Der Armeeführer sah sich von einer ungeheuren Uebermacht bedrängt. Der Durchbruch sollte und mußte verhindert werden. Sieben Kompagnien erhielten den Befehl, über die See-Enge südwestlich von Lych vorzustößen und den linken Flügel der Russen zu umklammern. Hinter einem Walde, östlich von einem langgestreckten See, stießen sie auf Russen, die durch ihre hohen weißen Mützen als sibirische Regimenter verraten wurden.

Die Russen waren im Vorteil, nicht nur durch ihre drei- bis vierfache Ueberlegenheit, sondern auch infolge ihrer günstigen Stellung in völliger Deckung. Sie hatten freies Gesichtsfeld, unsere Beobachtungsposten jedoch nicht. Da gingen die Deutschen im Sturm vor, und schon flatterten die weißen Tücher der Russen — ein hinterhältiger Streich! Denn als unsere Truppen vorgingen, trugen versteckt aufgestellte Maschinengewehre Tod und Verderben in ihre Reihen, die sich nun zurückzogen.

Die übrigen Truppen mußten die von Osten und Süden angreifenden Russen, die bis auf 200 Meter herankamen, zurückhalten. Kein Mann war da zu entbehren. Telephonisch wurde die Beistellung von Lösen zu Hilfe gerufen. Noch während des Gesprächs zerschnitten die Russen die Telephondrähte . . . Hat man den Hilferuf verstanden? Ein Auto jagt los.

Ahnungslos spazierten, während die Offiziere in dieser ernstesten Situation ruhig ihre Befehle gaben, die Läufer durch die Stadt.

In Lözen hatte man verstanden. Als das Auto ankam, wurden schon die ersten Truppen verladen.

In der Nacht gruben unsere Truppen Schützengräben. Starker Regen füllte sie bald mit Wasser und machte sie unbrauchbar. Die russische Artillerie gab nur wenige unschädliche Schüsse ab. Als der Morgen des 12. September zu dämmern begann, gingen die sieben Kompagnien langsam wieder vor. Aber der Feind war nicht zu sehen, auch bei weiterem Vorgehen nicht! Sturm hinterher!

Von später eingebrachten gefangenen Russen erfuhr man folgendes: „Ein scharfer Lokomotivpfiff machte uns stutzig. Man sah in der Ferne den Zug, der von Lözen angekommen war, wußte nicht, was los war — und die Führer kommandierten den Rückzug.“ Die sofort scharf vorstoßenden ersten Truppen von Lözen, die leicht über den Haufen hätten geworfen werden können, sahen den Feind bereits auf der Flucht. Läufer war gerettet.

Voller Bewunderung sprach Generalleutnant von der Goltz zu uns von den Leistungen seiner Division. Besonders auch die Landwehrmänner hätten Unglaubliches vollbracht. Sie wankten und wichen nicht. „Aber man gedenkt ihrer zu wenig. Es sind meist ältere Männer und Familienväter. Wollzeug können sie gebrauchen. Und Zigarren!“

Das Verlangen nach Tabak vernahmen wir oft. Mit der Beköstigung haperte es zuweilen; das läßt sich nicht immer vermeiden. Bei den

.....

Gilmärschen, die in diesem Kriege schon bis jetzt so häufig geleistet wurden, bleiben die Proviantwagen manchmal zurück. Es sind ja keine Schnellzüge. Aber Brot wurde oft nicht so entbehrt als Tabak. Nach Zigaretten, Zigarren, einer Pfeife Tabak sehnt sich der Soldat am Ruhetag, nach schweren Anstrengungen, nach Gewaltmärschen und nach dem Stürmen auf den Feind.

In Suwali.

Suwali, 24. September 1914.

Von Ossowiec kam Oberleutnant Mußhof gestern nachmittag gegen 5 Uhr mit wichtigen Beobachtungen zum Armee-Oberkommando zurück. Die von Sümpfen umgebene Festung wird bombardiert. Lange kann sie sich nicht halten. Abends erreichte uns eine Einladung des Armee-Oberkommandos zu einer Besichtigungsfahrt nach Ossowiec für den nächsten Morgen. Vor Beginn der Fahrt gab uns unser Führer aus dem Generalstab einige Aufklärungen über Kämpfe, die stattgefunden hatten, und über die Aufmarschbewegungen um Ossowiec, die wir durch Augenschein kennen lernen sollten. Bald jagten die Autos mit uns davon.

Mir fiel während der Fahrt an einer Reihe abgebrannter Siedelungen auf, daß inmitten der zerstörten Gebäude eines unversehrt geblieben war. Wenn das nicht einem Zufall zu verdanken ist, so wahrscheinlich dem Umstand, daß dieses Haus die Wohnung russischer Offiziere war! Bei vielen russischen Gefangenen fanden unsere Soldaten Zelluloidstangen. Auf die Frage nach dem Zweck dieses Ausrüstungsgegenstandes erhielten sie die Auskunft: „Mit diesen Stangen mußten wir die Feuerchen anzünden!“

Auch auf dieser Fahrt drängte sich uns die ganz auffällige Tatsache auf, daß die Ortschaften diesseits der russischen Grenze nur noch aus Ruinen, schwarzen, in die Luft starrenden Mauerresten und Schutthaufen bestanden, während sich sofort nach Ueberschreiten der russischen Grenze ein anderes Bild zeigt. Hier hatte der Krieg keinerlei Zerstörungen im Gefolge; nur ganz wenige niedergebrannte Häuser sah man, in die jedenfalls Geschütze den Feuerbrand geworfen hatten.

In Grajewo machten wir Station, um bei dem kommandierenden General Informationen einzuholen. „Nach Ossowiec? Im Wagen? Bei diesen Wegen? Unmöglich!“

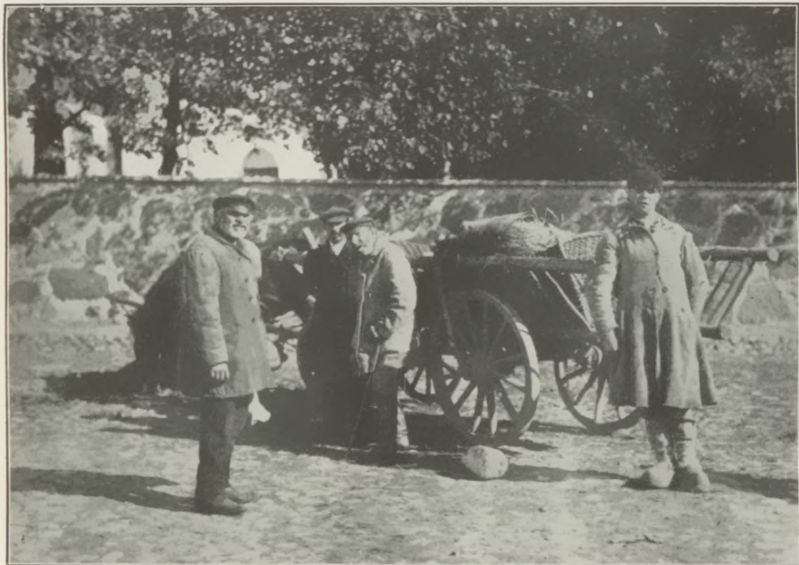
Was nun?

„Zu Fuß, soweit es geht!“

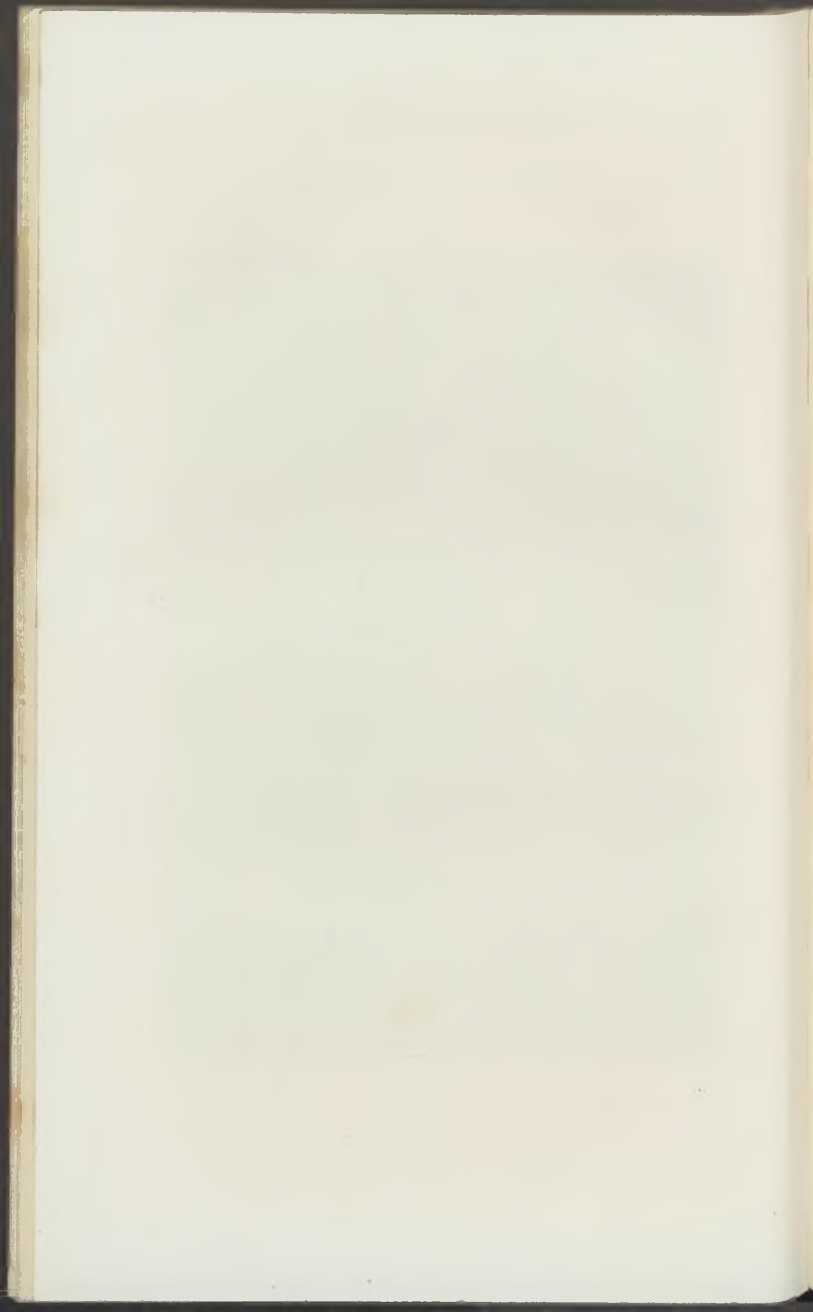
„Das ist das beste. Ich bin im leichten Wagen, mit zwei starken Pferden bespannt, gefahren, kam aber nur schrittweise vorwärts.“

Wir stampften los. Aber nicht sehr weit. Der Fuß sinkt tief ein in den sandigen Boden des ausgefahrenen Weges. Und durch unabsehbare, sich langsam vorwärtschiebende Truppenkolonnen sollten wir uns winden. Manchmal sieht man nichts als Soldaten, Wagen und Pferde. Wir kehren um. Nach Suwalki wollen wir heute noch.

Dorthin führt eine feste Chaussee, fast in schnurgerader Richtung. Der Wegebaumeister hat die vorhandenen Hindernisse weder ausgeglichen noch umgangen. Im Steigen und Sinken des hügeligen Geländes geht es bergan und wieder hinab. Raam sind die Wagen eine Steigung hinaufgefligt, sausen sie auch schon wieder



Russisch-polnische Leute vom Markt in Suwalki.



ins Thal. Nach einer Fahrt von etwa 2½ Stunden ist Suwalki erreicht.

Die Gouvernementsstadt zählt 23 000 Einwohner Zivilbevölkerung und beherbergt eine Garnison. In Friedenszeiten sind die umfangreichen Kasernements mit 10 000 Mann belegt; jetzt dienen sie in beschränktem Umfange unseren Soldaten als Quartier oder Lazarett. Es sind schöne Steinbauten. Ueberhaupt macht Suwalki den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Sogar ein Freilichttheater sieht man. Die prächtigen Kirchen haben hier eine vornehmere Nachbarschaft als in den Dörfern und kleinen Städten. In fünf goldenen Kuppeln eines Doms spiegelt sich die Sonne; das Glitzern und Funkeln gibt mit dem meergrünen Widerschein der Kirchenfenster eine reizvolle Farbensinfonie. Und unten, in den Straßen, auf den Plätzen, ein eigenartiges, prickelndes, buntes Leben und Treiben. Die Stadt ist voll Soldaten; unabsehbar lange Kolonnen ziehen hindurch, stundenlang, ohne Lücke. Und rings um die Stadt große Heerlager mit ihrem fesselnden Leben.

Die Gesichter der Händler strahlen vor Wonne. Die Kosaken haben bei ihnen keine angenehmen Erinnerungen hinterlassen, aber nun? Die deutschen Soldaten kaufen und sind gute Kunden. Die Händler haben alle Hände voll zu tun. An verschiedenen Läden prangt die Aufschrift: „Ausverkauft!“ Der Gouverneur hat Höchstpreise bestimmt: für ein Pfund Roggenbrot 3 Kopeken, Feinbrot 5 Kopeken, Ochsenfleisch 15 Kopeken, koscheres Fleisch 18 Kopeken, Butter 50 Kopeken, Kaffee 80 Kopeken, Lammfleisch 14 Kopeken, einen Hering 4 Kopeken . . . Aber Papier ist geduldig! Bei dem Andrang sind die Käufer

froh, das, was sie verlangen, überhaupt zu bekommen. Sogar Feuerwehrleute helfen beim Verkauf; sie sind die Hauptpersonen in der Stadt, Polizei, Führer, Gefangenenwärter. Ueberall sieht man ihre blanken Messinghelme aufblitzen; bei manchem zwar nur matt, denn zum Putzen hat man keine Zeit.

Ueberhaupt: für Putzen, Scheuern, Reparieren scheint man keinen Sinn zu haben. Vieles trägt die Zeichen des Verfalls. Reißt der Sturm einen Fensterladen los, so bleibt er unbefestigt; hängt ein Thor nur halb in der Angel, man läßt es hängen. Mitten in der Straße steht ein eingefallenes Haus. Anscheinend schon lange Zeit, Sturm und Regen besorgen den Abbruch, das Wegwaschen. Der Russe ist duldsam, sogar gegen die Einwirkungen der Natur. Die Bevölkerung ist vorwiegend harmlos und freundlich. Jung und alt ist auf der Straße. Juden im Raftan mit prächtigen Patriarchenköpfen, bildschöne Mädchen und häßliche alte Frauen, fast alle in nachlässiger Kleidung. Ein kleiner Knabe, Stirnlöcher verraten seine Abstammung, ist unablässig bemüht, den vorbeiziehenden Soldaten Wasser aus einer Feldflasche in die dargereichten Trinkbecher zu gießen. Alle Augenblicke springt er fort und holt frisches Wasser. Seine blitzenden Augen strahlen vor Freude. Nur einige nachdenklich-sorgenvolle Gesichter tauchen in der hin und her flutenden Menge auf. „Was wird kommen? Wie wird der Krieg enden? Bringt er uns Unheil oder Glück?“ Solche Fragen liest man auf den Gesichtern. Die russische Herrschaft peinigte das Volk, störte es im Glauben seiner Väter, versagte ihm die politische Freiheit. Die Würze dazu gaben Kosaken mit der Nagaika.

In seiner Proklamation an die Polen, gegeben im Königreich Polen September 1914, verheißt der preußische General von Morgen den Polen politische und religiöse Freiheit. Die Aufforderung zur Erhebung gegen russische Barbarei (so heißt es in der Proklamation) ist überall angeschlagen: jeder hat sie gelesen. „Aber, wird man uns nicht enteignen?“ Ein Offizier, der schon einige Zeit in Suwalki weilt, versicherte mir, daß manche Polen solche Bedenken hegen; die Gefühle und Wünsche der Masse der Bevölkerung, der Besitzlosen, kleinen Händler usw. werden durch solche Sorgen nicht beeinflusst.

Ich erkundigte mich bei Christen und Juden. Ein alter Händler war etwas zurückhaltend, seine Tochter jedoch erklärte mit freudigem Eifer: „Wir wollen deutsch werden, gewiß, was sonst? Nur bald!“ Dann stimmte auch der Alte zu. Ich frug einen Schuhmacher. Seine Frau kam hinzu: „Wir beten darum!“ Im Stadthaus waren gefangene Soldaten untergebracht, Polen und Russen. „Wenn Frieden ist, kann ich dann nach Deutschland kommen, dort arbeiten?“ wollte einer wissen. Ob man wohl Deutsche findet, die sich nach Rußland sehnen? Väterchens Anutenreich lockt kaum einen.

Und doch gibt es in Rußland viel Freiheit, viel mehr als in Deutschland: jedermann kann so schmutzig sein, so unordentlich in der Kleidung, wie es ihm behagt. Ueberall in der Stadt haben die Schweine ihre Standquartiere oder angestammten Herrschaftssitze. Vor dem Stadthause, neben einer Kirche, vor einem schönen Park, grunzte uns ein munteres Schwein entgegen. Der Benzindunst der Autos reizte wohl das Wohlbehagen des Borstenviehes. Als wir nach

über drei Stunden wieder zurückfuhren, zierte dasselbe Schwein noch immer denselben Platz.

Auch in den Läden bemerkt man die größte Freiheit, die Maßnahmen zum Schutz der Gesundheit zu mißachten. Die Lebensmittel sind nicht gerade sauber gelagert, entbehren auch reinlicher Nachbarschaft und machen intime Bekanntschaft mit Händen, deren letzte Berührung mit Seife schon einige Zeit zurückliegt. Kaffee, Fette, Bonbons, Äpfel, Brote usw. werden nacheinander mit den von der Natur gegebenen Schaufeln in Papier fragwürdiger Herkunft eingeschlagen oder der Käuferin in die glänzende Brustbekleidung gelegt. Auch sah ich, wie schmierige Menschen das Brot unter ihren Rock schoben. Sie fürchteten wohl, Kosaken könnten es ihnen rauben wollen. Diese Landplage haben unsere Truppen in die Flucht geschlagen, etwas länger aber wird wohl der Kampf gegen Unordnung und Unsauberkeit dauern.

Selbstverständlich kann man nicht die armen, unter der Ruffenherrschaft schmach tenden Menschen für den Mangel an Zivilisation und Kultur verantwortlich machen. Sie sind die Opfer einer Mißwirtschaft, deren Ende nun hoffentlich herannahet. Dann kann man das Bewußtsein haben, daß unseres Volkes Blut nicht vergeblich geflossen. Dann war es ein Opfer auf dem Altar der Menschheitsbefreiung und Menschheitsentwicklung. Es muß noch viel Schutt der Rückständigkeit und Unkultur aufgeräumt werden.

Die deutsche Verwaltung greift gleich mit ordnender Hand ein. Die eifertig hin und her stürmenden Feuerwehrmänner müssen schon manches beachten, was sonst des Landes nicht der Brauch ist. Sehr scharf rückt der Gouverneur

Volkmann, Hauptmann im Großen Generalstabe, dem Gefindel, das sich überall breitmacht, auf den Leib. Während Russen in Deutschland Gastrollen als Diebhaber fremden Eigentums gaben, läßt die deutsche Verwaltung den Schutz des Eigentums der Russen gegen Russen eine ihrer Sorgen sein. Daß deutsche Soldaten nicht rauben und plündern, betrachten sogar die Russen als selbstverständlich. In den leeren Kasernen hatte man marodierende Zivilisten erwischt, in verlassenen Anwesen Kerle, die mitnahmen, was nur niet- und nagellos gemacht werden konnte. Gouverneur Volkmann gibt bekannt, daß er bereits zwei solcher Strolche habe erschießen lassen. In Zukunft werde jeder Zivilist erschossen werden, der sich unbefugt in Kasernen oder fremden Häusern und Höfen zu schaffen mache. Die Bevölkerung ist von solchen Maßnahmen hoch erfreut. Das Gefühl der Sicherheit hält Einzug, der Sicherheit gegen Spitzbuben und Hyänen des Schlachtfeldes, die bisher in diesem unglücklichen Lande schon so oft und besonders in den letzten Wochen tolle Orgien feiern durften.

Als ich die Bekanntmachung las, kam ein Mann von würdigem Aussehen hinzu, tippte auf den Anschlag und sagte: „Ein gutes Werk, das. Für alles Volk wäre es ein großer Segen, wenn Deutschland siegt und Ordnung schafft in Rußland.“

„Wünschen das alle Polen?“

„Nicht alle; ein paar reiche Polen, selbst so schlimm wie russische Herren, wollen russisch bleiben, wollen nicht deutsch werden und wollen kein Polenreich. Aber alle anderen fürchten und hassen Rußland.“

Ich schaue mich um. Auf dem großen Platze stehen Duzende von kleinen Landwagen. Zum Teil sind sie mit Hirse, Buchweizen, Zelten, Decken, etwas Hausgerät und landwirtschaftlichem Handwerkszeug beladen. Die anderen sollen dieselbe Last erhalten. Meistens ist die Ladung sehr mager. Es sind Leute aus dem ostpreussischen Kreise Oletzko. Haus und Hof hat der Krieg ihnen verwüstet und verödet. Was nicht niederbrannte, schleppten die Russen fort. Nun hat der Landrat sie hierher geschickt, damit das beschlagnahmte russische Proviantamt für ihre Verluste einigen Ersatz biete.

Man fand freilich nur wenig Brauchbares. Und mehr als das dringend Notwendige oder unmittelbar für ihre Wirtschaft Unentbehrliche wollten die VERAUBTEN nicht nehmen.

Wir fahren zurück; nun geht die Fahrt über Filipowo-Mirusken. Auf russischer Seite große Strecken unwirtlichen Gebiets. Kümmerliche, schlechtbestellte Aecker, auf denen der Pflug selbst verhältnismäßig kleine Steine umkreiste, statt daß man sie entfernt hätte. Weit ist der Horizont. Man sieht Duzende von Häusern ohne einen einzigen Baum oder Strauch dabei. Auf deutscher Seite ist das Bild ein anderes. Man muß dieses Grenzgebiet sehen; das gibt ein Urteil.

Endlich einmal Quartier!

Den 2. Oktober 1914.

Es ist gegen 10 Uhr abends. Seit drei Tagen regnet es fast unaufhörlich. Bald klatscht es in dicken Tropfen an die Scheiben, plätscht auf den Rücken der Pferde, peitscht den Soldaten das Gesicht, bald rieselt es in Bindfäden nieder, durch-

dringt die Kleider, frißt sich durch die Unterkleider, dringt noch weiter, macht einen vor innerer Kälte und Unbehaglichkeit schauern. Seit zwei Tagen fluten Bagage- und Munitionskolonnen hin und her. Sie bereiten neue Stellungen vor oder holen Munition und Fourage für die Truppen in der Front.

Seit einer halben Stunde hat der Regen aufgehört, aber die ankommenden Truppen sind bis auf die Haut durchnäßt von den unermeßlichen Güssen, die selbst durch die Zelttücher drangen. Einige Kolonnen mußten noch weiter, die anderen durften bleiben, durften ins Quartier! Manche von den Soldaten hörten die wonnige Botschaft: ins Quartier zu kommen, in einem Bett zu schlafen, seit Wochen zum erstenmal.

Allerdings, zuerst müssen die Pferde versorgt werden. Immer erst die Pferde. Das war nun schwierig. Die Kaserne ist überfüllt, es beginnt ein Suchen und Hasten nach Privatställen. Hier wurde noch ein Pferd dazwischengeschoben, dort noch eins. Bald jedoch waren alle Lücken verstopft, kein Pferdeschwanz konnte mehr untergebracht werden. Einige Duzend Tiere mußten wieder eine Nacht draußen bleiben. Eine Decke ist ihr Stall. Sie scheinen das zu verstehen — trübselig hängen die Köpfe.

Die Quartiere sind überfüllt oder die Wohnungen verschlossen. Nicht alle Hoffnungen auf ein Bett oder ein Lager unter einem Dach werden Wirklichkeit. Gruppentweise stehen die Soldaten noch bei den Pferden. Einige mißvergnügt, andere suchen mit Humor über die Situation hinwegzukommen. „Häng' Dich an den Wagen zum Austrocknen!“ ruft einer seinem

Kameraden zu. Zehn Stunden waren sie heute unterwegs. Eine artige Leistung für Landwehrleute bei solchem Gündewetter. Und seit einer Woche nur Bivak. „Wenn wenigstens die Läden noch auf wären“, sagte einer (es war 11 Uhr geworden), oder: „wenn man etwas Warmes in den Leib kriegte“, bemerkte ein anderer, „warmen Kaffee“, meinten andere. Da kommt mein Kollege angestürzt. Er hatte leere Zimmer aufgestöbert, deren Eigentümer geflohen waren. Da gab es Betten, Decken, Sofas. Für fünf, sechs Mann war Platz. Das brachte Leben unter die Leute. Aber wer sollte hinein? Einige jüngere Leute verzichteten freiwillig zugunsten der älteren und eines Verletzten. Schließlich konnten neun Lager hergerichtet werden.

Auch eine Küche mit Gasstoveinrichtung war da. Bald brodelte das Wasser über dem Feuer, und Kaffeeduft zog durch die Räume. Dann erzählten die Leute. Von ihren eigenen Strapazen wenig; sie bedauerten ihre Kameraden in der Front, die seit drei Tagen im Schützengraben lagen. „Wenn de dat man so hebbben könnten, wie wi jezt,“ sagte ein Hamburger, „de sin to beduren . . .“ — „Jo, wi könnt et uthollen“, bemerkte ein anderer. Der Gedanke an ihre weniger glücklichen Kameraden träufelte Vermutstropfen in den Becher ihres eigenen bescheidenen Glücks. „De unten möt of Kaffee hebbben“, rief einer. Fix ging's hinunter: „Hier, heißer Kaffee!“ Schnell waren die Kannen geleert. Während sie den warmen Trank schlürftten, wärmten sich die Leute die Hände an den Bechern. „Dat ist gaut, dat maekt lebendig!“ — „Wenn bloß unse Kameraden dat auf kregen!“ Wieder gilt der erste Gedanke den Kameraden in der Front . . .

Als wir wieder hinaufkamen, erzählte ein Hamburger gerade einige lustige Sachen, dann wurde es still. Von der Straße hört man die schweren Tritte der Wachen bei den Pferden und Wagen.

Nebenan vor einem Hotel steht noch ein junger Artillerist mit drei Pferden. Sein Leutnant hat hier Quartier gefunden. „Sinten in der Remise stehen Kutschwagen, die könnte man herausziehen,“ sagt mein Kollege, „dann wäre Platz für die Pferde.“ Schnell nochmals hinter! Erfreut vernimmt der Soldat die Kunde. „Aber erst muß jemand die Pferde halten, damit ich den Leutnant benachrichtigen kann.“ Dann hinein in den von Flüchtlingen mit Pferden und Wagen besetzten Hof.

Nach einiger Zeit ist das Werk gelungen; auch diese Pferde sind untergebracht, „und ich habe ein feines Lager“, sagt lachend der Soldat und zeigt auf ein Häufchen Stroh. „Bei den Pferden schläft man gut.“ Dann zieht er ein Stück Kuchen hervor, das er in einer Konditorei trotz der späten Stunde erwischt hat. Mit Behagen verzehrt er sein Abendbrot, dann geht er noch nachsehen, wo das Gepäck geblieben ist, denn der Leutnant muß noch seine gelben Stiefel haben. Nach kurzer Zeit kommt er zurück und kriecht vergnügt ins Stroh. Er hat ja ein feines Lager!

Auf dem Hofe hört man noch einige Stimmen von Flüchtlingen. Ganz gedämpft dringen sie aus den mit Bettzeug und Plandecken beladenen Wagen.

Am anderen Morgen fährt ein Kürassier einen nur mit einem Pferd bespannten Bagage-

wagen heran. Er gehört zu einer Kolonne, die vor zwanzig Stunden angekommen war. Unterwegs war ihm ein Pferd krank geworden; es konnte nicht mehr vorwärts. Er blieb mit seinem Wagen zurück, und bald versagte das Tier gänzlich den Dienst. Es teilte das Schicksal so vieler anderer. Der Soldat mußte es zurücklassen, unbekümmert darum, was mit ihm geschah. Ich habe schon viele Pferde verendet im Straßen-graben liegen sehen. Aber was nun? Mit einem Pferde weiter!

Längst war die Kolonne aus dem Gesichtskreis verschwunden. Oft mußte der Soldat sich neben seinem Gaul spannen und ziehen helfen. Er wollte vorwärts, wollte unter keinen Umständen zurückbleiben. Schwer arbeitete sich das Pferd und der Soldat durch Dunkelheit, Sturm, Regen und aufgeweichte Wege. Oft schien es, als sollten die Hindernisse siegen. Dann griff der Soldat in die Räder. Zoll um Zoll kam er dem Ziele näher. Endlos schien die Nacht. Dreißig Stunden war er unterwegs, ohne Rast und Ruhe. Nun hatte er's geschafft.

Er wie sein Pferd zum Umsinken ermattet. Von Schweiß und Regen völlig durchnäßt, aber nicht verzagt, sondern selbstbewußt und stolz darauf, Pferd und Wagen in Sicherheit gebracht zu haben, kam er an. Nicht sich selbst bedauerte er, dem Pferde galt seine Sorge. „Einen Stall und Futter fürs Pferd!“ Kameraden nahmen ihm die Sorge ab. Die Kolonne ist stolz darauf, daß er zu ihr gehört. „Das ist ein Kerl!“

Ein Einzelfall. Jeder Tag bringt solche Leistungen in ungezählter Menge.

Bei Filipowo.

Den 5. Oktober 1914.

Bei den letzten Kämpfen zwischen Suwalki und Filipowo sowie bei Prostken standen auf russischer Seite frische Truppen aus Sibirien im Feuer. Sie gingen manchmal unter „Urrah“-rufen stürmisch, aber regellos vor. Vielleicht zum erstenmal lernten sie Artilleriefeuer kennen; Tausende von ihnen werden in kein zweites Artilleriefeuer mehr hineinkommen. Die deutschen Schrapnells haben furchtbar unter ihnen aufgeräumt. Etagenweise lagen die Toten auf dem Schlachtfelde, Berge von zerschossenen und auseinandergerissenen Menschenkörpern häuften sich unter dem Feuer der deutschen Maschinengewehre. Bis auf 600 Meter hatte man bei Augustowo die Russen herankommen lassen; dann begann die geschosßspeiende Maschine ihre Arbeit. Reihenweise, wie vom Bliß getroffen, sanken die überraschten Menschen zu Boden. Am zweiten Tage war der Mut und die Angriffslust der an Zahl vielfach überlegenen Russen anscheinend gelähmt.

Bei Filipowo hatten die 9. und 11. Kompagnie des ... Regiments einen schweren Strauß auszufechten. Sie marschierten gegen einen Wald und wurden von Infanteriefeuer begrüßt. Im Sturm ging's vorwärts. Wildes Geschrei der Sibirier tönte der Infanterie entgegen. Bis zum Waldestrand kam der Feind vor, heraus aber wagte er sich nicht.

Trotz der gewaltigen Uebermacht der Russen, die unsere Truppen leicht hätten überrennen können, wäre man weiter gestürmt, aber die Unseren bekamen auch von beiden Seiten feind-

liches Feuer. In Schützengräben, aus denen der Feind vertrieben worden war, mußten sich die Kompagnien zurückziehen. Ihr Feuer und das der Artillerie riß breite Lücken in die Reihen der Russen. Der Wald lag voller Toten. Die von Geschossen blitzartig gefällten Bäume zermalmten im Niederstürzen Tote, Verwundete und Gesunde.

Plötzlich bemerkten unsere Leute in den Gräben, daß sie infolge der Bewegungen des Feindes, denen unsere Artillerie folgte, von deren Feuer bedroht wurden. Nur ein Feldwebel, ein Gefreiter und ein Reservemann am Ende eines Grabens hatten nichts bemerkt. Auf einmal sah der Feldwebel, daß sein Nebenmann, mit dem Gewehr im Anschlag, tot und hinter ihm die Reihe leer war. Was nun?

Die Russen hatten freies Schußfeld. Kugeln und Schrapnellschüsse segten über den Graben weg. Unaufhörlich zischte und piff es den beiden um die Ohren. Trotzdem — es mußte gewagt werden. Der Feldwebel sprang hinaus und warf sich zu Boden. Auf sein Rufen kam der Gefreite nach. Er schien etwas sinnverwirrt zu sein, in aufrechter Haltung taumelte er vorwärts. Der Feldwebel riß ihn zu Boden. Kugeln piffen über sie hinweg und an ihnen vorbei. Vorwärts nun, im Springen, Niederwerfen und Kriechen! So mußte der Feldwebel den betäubten Gefreiten mitreißen.

Man kam an eine Reihe in offener Bauweise errichteter Häuser. Der Feldwebel bemerkte, daß unmittelbar vor den Hausecken Tote lagen. Anscheinend hatten die Russen die Ecken als Ziel genommen. Kurz vor einem Haufen Toter warf der Feldwebel sich zu Boden und riß

auch den Gefreiten mit. Wichtig — da ging auch schon die Kugel über ihn und den Kameraden hinweg. Das wiederholte sich an jeder Hausecke.

Unverwundet kamen die beiden zu ihrer Truppe, aber der Gefreite mit einem Nervenschok, der seine Aufnahme ins Lazarett nötig machte.

Der Durchbruchversuch der Russen wurde trotz ungeheurer Munitionsverschwendung und trotz des Vorschießens der wilden Sibirier abgewiesen. Sie ließen Tausende von Toten und Verwundeten zurück.

*

Voll Empörung sind unsere aus Rußland zurückkommenden Soldaten. Sie haben die dortige Bevölkerung mit Schonung behandelt, nichts zerstört, keinerlei Gewalttaten verübt. Lebensmittel mußten sie teuer bezahlen, Quartiere gab es nicht oder sie waren derartig, daß man gern darauf verzichtete. Die deutsche Verwaltung ließ die verschlossenen und trotz der Aufforderung, zu öffnen, verschlossen gehaltenen Läden zwar öffnen, aber sie durften nicht geplündert werden. Die Waren wurden zum Verwaltungsgebäude gebracht, genau verzeichnet und zu den gleichen Preisen an die Soldaten und an die einheimische Bevölkerung verkauft.

In der Heimat sahen die Zurückgekehrten — Landstürmer bekommen bis zu acht Tagen Urlaub — verwüstete Dörfer, ausgeraubte Läden und Wohnungen, sie vernahmen, daß das Vieh weggetrieben war, und hörten von der Mißhandlung der Zivilbevölkerung, von Gewalttätigkeiten gegen Frauen und Kinder! Das erklärt ihre Erbitterung, die sich manchmal in der Forderung entlädt, die gefangenen Russen zu

erschießen. So auch gestern bei der Ankunft gefangener Sibirier. Ein Gefreiter, der das hörte, rief den Leuten zu:

„Schämt Euch, das sind doch auch Menschen, unwissende Menschen, die auf Befehl handeln!“

„Wir haben Frauen und Kinder, sie wurden beraubt, sie mußten flüchten“, warf jemand ein.

„Deshalb können wir doch keine gemeinen Mörder werden,“ entgegnete der Gefreite, „ich bin auch verheiratet, habe zwei Kinder; als ich fortging, bat mich meine Frau: „Schöne Frauen und Kinder, bleibe Mensch!“ Und ich will Mensch bleiben, ich kann nicht morden.“

Niemand sagte noch ein Wort, still gingen die Leute weg. Hoffentlich gibt es viele Soldaten mit solcher Gesinnung!

Als ein Trupp Sibirier mit hohen Pelzmützen auf dem Kopf vorbeizog, gelüstete es einen Artilleristen nach dem Besitz einer solchen Mütze. Er nahm sie einem Gefangenen vom Haupte. Der wollte sie festhalten. Mit Gewalt entriß sie ihm der Artillerist. Ein Hohnlachen schallte dem Barbhauptigen nach. Mehrere Offiziere hatten den Vorgang bemerkt. Ein Hauptmann rief den forteilenden Artilleristen zurück, die Mütze mußte er dem Eigentümer zurückbringen. Dann hatte er sich zu melden — zum Arrest!

Solche Disziplin wird heilsam wirken. Einzelne Menschen dürfen nicht durch Ausschreitungen die deutschen Soldaten in ein schlechtes Licht bringen. Wer gegen Barbarei kämpft, muß sich unter allen Umständen als Kulturmensch betragen.

Im Granatenfeuer.

Den 9. Oktober 1914.

Seit vier Tagen tobt bei Schirwindt ein Kampf, der sich in breiter Front hinzieht. Die Russen, die vorzudringen suchen, werden zurückgedrängt. Bald gewinnen sie neues Terrain, bald verlieren sie andere Positionen. So wogt der Kampf unter energischen Vorstößen und hartnäckiger Verteidigung hin und her. Die Russen haben große Kräftemassen angelegt. Sie sind auch zähe im Angriff mit der gutschießenden Artillerie.

Was unsere Soldaten leisten müssen, kann man daraus ersehen, daß einzelne Verbände in den ersten 60 Tagen des Krieges 36 Kampftage hinter sich hatten. Einige Truppenkörper waren an 18 bis 20 Gefechten beteiligt, und manche dieser Gefechte dauerten zwei und drei Tage. Trotzdem sind die Leute in guter Stimmung und überraschend guter Verfassung.

Wir fuhren gestern hinaus auf das Schlachtfeld, um den Aufmarsch und die Operationen der Truppen zu beobachten. Im allgemeinen macht man sich von einer modernen Schlacht ein ganz falsches Bild. Große farbenprächtige Angriffe und vorstürmende Infanteriemassen auf breitem Gefechtsfelde sieht man heute nicht mehr. Auf dem eigentlichen Schlachtfelde erblickt man selten Soldaten. Die Infanterie liegt in Schützengräben oder hinter Deckungen. Dahinter die Artillerie, die je nach dem Stande des Gefechts entweder überwiegend die feindliche Infanterie oder die feindliche Artillerie aufs Korn nimmt. Gewöhnlich sieht die Artillerie in der Verteidigung ihre Hauptaufgabe darin, die feindliche

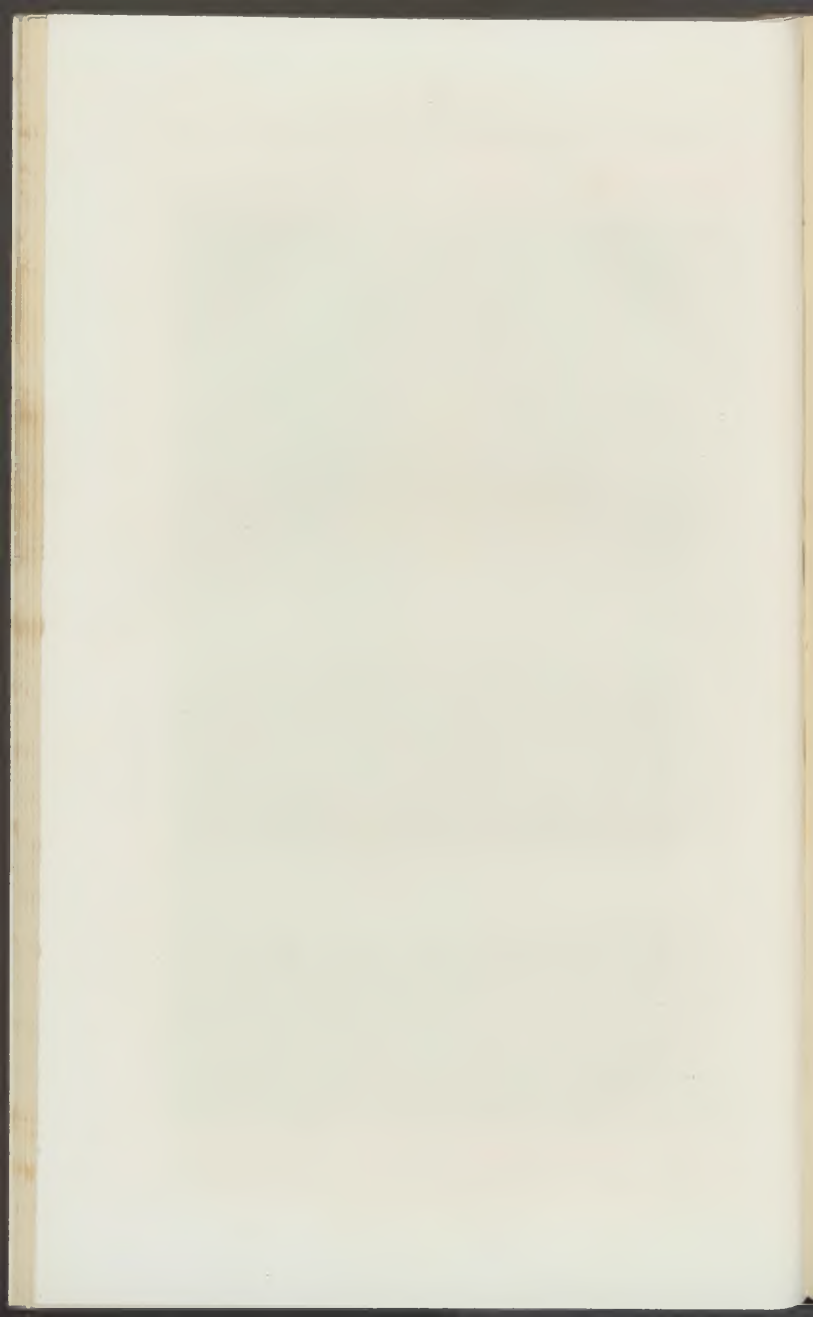
Infanterie aus ihren Geschützen zu bestreichen. Wird die Infanterie des Feindes vernichtet, so kann seine Artillerie nicht mehr viel ausrichten. Für den Angreifer liegt die Hauptaufgabe darin, die Artillerie des Gegners schachmatt zu setzen, damit die Fußtruppen vorstoßen können. Es war daher eine besondere Bravourleistung, als bei den Kämpfen an den masurischen Seen eine Infanteriekompagnie eine russische Batterie im Sturm nahm.

Von X. aus strebten wir dem Kampfplatze zu. Die Wege waren teilweise unpassierbar. Auf dem höchsten Punkt eines welligen, allmählich ansteigenden Geländes lag eine Batterie unserer schweren Geschütze. Sie feuerte über uns hinweg. Als wir die erste Höhe erreicht hatten, mahnte ein vorgeschobener Posten: „Bleiben Sie in Deckung!“ Durch die Taleinschnitte, Furchen und Gräben sollten wir uns hinauffschlängeln. Vor uns sahen wir Patrouillen und Mannschaften, die Essen für die Truppen in den Deckungen und Gräben hinauftrugen. Hin und wieder erkundete unser Führer erst das Gelände, dann rückten wir, in ausgezogener Linie, nach. Bald war eine Deckung erreicht.

Kurz vorher überschritten wir auf kürzerem Wege eine etwas freie Höhe. Zurufe machten uns darauf aufmerksam, daß wir den Russen ein Ziel böten. Und richtig, da kam auch schon ein Gruß herüber. Sekundenlang hörte man das eigentümliche hohl-sausende Geräusch. Dann schlug eine Granate ungefähr 100 Schritte seitlich von uns ein. Meterhoch warf sie das Erdreich in die Höhe. Wieder hörte man das Heulen, Pfeifen und Sausen eines Geschosses; viel näher, kaum 50 Schritt hinter uns, schlug es ein. Noch



Eingang zum Dorfe Filipowo.



zwei Geschosse, die uns galten, gruben sich, aber weiter zurück, in den Boden. Dann waren wir in der Deckung und dem Gesichtsfeld der Russen entzogen.

Mit Scherzworten begrüßten uns die hier lagernden Soldaten verschiedener Waffengattungen. Man konnte glauben, ein friedliches Manöveridyll vor sich zu haben. Da sah man Leute Kaffee kochen, Kartoffeln schälen. Einige hatten sich in Stroh eingebuddelt, andere hockten in Erdhöhlen, rauchten und plauderten. Hier unterhielten sich drei Mann durch eine Skatpartie. In einer anderen Gruppe riß einer Witze. Gleich daneben spielten Soldaten Schafskopf. Mit einer Nummer der „Norddeutschen Allgemeinen“ hatte sich ein Hauptmann in eine mit Stroh ausgefüllte Grube zurückgezogen. So ins Lesen vertieft, daß er trotz des Lärms, den unser Einbruch in dieses Stilleben hervorrief, nicht einmal aufschaute. Vor einem Höhlenbau saß ein Leutnant ohne Fußbekleidung. Sein Bursche hatte die Stiefel in Reparatur. Auf einmal bildete sich ein dichter Anäuel von Soldaten. Einige der Berichterstatter hatten ihre Zigarettenvorräte hervorgeholt, und wer eine erhielt, setzte sie sofort in Brand. Das war ein Genuß! Dazu donnerten unablässig die Kanonen. Zuweilen war auch Gewehrfeuer zu hören. Später sagte mir ein Offizier: „Wenn man einige Male im Gefecht war, hört man von dem ganzen Getöse nichts mehr!“

Abends beziehen die Leute die Schützengräben; es wird nachts gekämpft. Im Schutze der Dunkelheit versucht der Gegner die Schützengräben zu gewinnen. Einmal war er an dieser Stelle bis an die Stacheldrahtzäune heran-

gekommen. Da stellten ihn die Scheinwerfer in taghelles Licht, und alsbald lenkte sich das Infanteriefeuer auf ihn.

Um näher an die Gefechtslinie heranzukommen und einen größeren Ueberblick zu gewinnen, schlängelten wir uns durch einen Graben wieder hinauf und erreichten ein Gehöft auf dem Ramm des Höhenzuges. Da sahen wir Schützengräben, Verhaue, einschlagende zündende Geschosse, brennende Gehöfte, aber nur selten einen Soldatenkopf. „Nicht sehen lassen, kein Ziel bieten!“ ist die Parole. Die Bewohner des Gehöftes waren nicht ausgerückt, obwohl hier schon manches Geschöß eingeschlagen hatte.

Auf dem Rückweg passierten wir eine Lücke zwischen zwei Gebäuden: „Achtung, die Lücke wird von russischen Scharfschützen bestrichen!“ rief man uns zu. Wir kamen unbelästigt hindurch. Nur ein Nachzügler hörte eine Kugelpfeifen. Auf einem Umweg, an unseren brüllenden schweren Batterien vorbei, gelangten wir zu unseren Wagen zurück. Die Dämmerung begann, und eifriger ließen die Kanonen ihr langanhaltendes, dumpfes Gebrüll hören.

Hoch über uns, aus der Richtung der russischen Anmarschlinien, kam ein Flieger heran. Seine Erkundungen bestimmen die Operationen der Nacht. Aber nicht unmittelbar hinter der deutschen Front kam er herunter. Er flog vorbei, zum Hauptquartier. Hier sitzt der Lenker der Schlachten vor seinen Karten. Jede Stellung der eigenen und der feindlichen Truppen ist eingezeichnet. Alle Meldungen laufen hier zusammen. Unablässig spielt der Feldtelegraph und funktioniert das Telephon. Meldereiter bringen Berichte. Nun kommt der Flieger. Der

Gegner hat die Stellung gewechselt, Kräfte zusammengezogen. Einige Striche wirft der Kommandierende auf die Karten. Dann gibt er ruhig feine Befehle. Der Draht bringt sie an die Front. Die Befehlshaber und Truppenchefs nehmen sie in Empfang und geben sie weiter. Eine halbe Stunde später, als wir den Flieger gesehen, vollzieht sich an der Front die durch die Meldungen und Befehle notwendige Aenderung in den Operationen. Durch einen Druck auf den Knopf setzt der Armeeführer die ganze ungeheure Maschinerie in Bewegung.

Zimmer noch wütet der Kampf. Es ist fraglich, ob heute noch eine Entscheidung fällt.

Das Leben in der Schützenlinie.

Den 14. Oktober 1914.

Auf der ganzen Linie Schirwindt—Prostken sind die Russen, soweit sie mit ihren Vorstößen an einzelnen Stellen Erfolg gehabt haben, wieder zurückgeworfen worden. Dabei hatten sie wieder sehr bedeutende Verluste an Geschützmaterial und Menschen. Unter den bei Schirwindt erbeuteten Kanonen waren acht mit vollständiger Bespannung. Der Geschützpark der Russen muß schon beträchtlich kleiner geworden sein. Aber sie feuern mit dem Rest eifrig darauflos, freilich ohne Wirkung, meist wohl auch ohne Ziel. Südlich vom Wyszytyer-See haben sich die Russen nun auf einer vier Kilometer langen Linie eingegraben. Unsere Truppen in den gegenüberliegenden Deckungen und Gräben haben seit drei Tagen keinen einzigen Verlust zu verzeichnen gehabt, der der russischen Artillerie zuzuschreiben gewesen wäre. Das manchmal anhaltende Feuern

der Russen soll offenbar starke Batterien markieren.

Unseren Soldaten bereitet dieser Russenschertz unbändigen Spaß. Um die Russen zu reizen, senden sie hin und wieder aus unseren eingegrabenen Batterien einige stählerne Grüße hinüber. Den Erfolg zeigte mir ein Leutnant, der uns ganz nahe an die russischen Schützengräben heranbrachte. Fast einen ganzen Tag lang hatte die russische Artillerie in ein Moor geschossen. Immerzu klatschten die Geschosse hinein und gruben ein mächtiges Loch. Wasser sickerte hinein, und Ostpreußen ist um einen kleinen See reicher geworden. Mit einigen Schüssen in einen anderen See machten sich die Russen zu Fischlieferanten für unsere Truppen. Die getöteten Fische trieben ans Ufer, und mit leichter Mühe wurde die Beute gewonnen. Dann vertrieben sich die Infanteristen die Zeit mit dem Backen und Braten der freundlichen Gabe von Feindeshand.

Im übrigen ist man sehr bescheiden in den Ansprüchen. Der Krieg macht bedürfnislos. Ein paar Äpfel, ein Stückchen trockenes Weizenbrot wurden als hochwillkommene Abwechslung im Einerlei der Beköstigung dankbar mit Beschlag belegt. Hart ward der Mangel an Licht empfunden. Petroleum ist nicht aufzutreiben, Kerzen fehlen ebenfalls. Trotzdem ist man froh, mal ins Quartier zu kommen. Mancher findet tagelang keine Gelegenheit, sich zu waschen oder auch nur die Stiefel auszuziehen. Der Dienst geht vor, und er kann die Mannschaften nicht gleichmäßig behandeln, das läßt sich nicht einrichten. Den einen zwingt er wider Willen tagelang zum Nichtstun; er muß bereit sein zum Eingreifen,

der andere findet nicht Ruhe und Raft. So geht's mit wechselndem Glück je nach dem Verlauf der kriegerischen Operationen.

„Vor drei Wochen habe ich zum letztenmal die Wäsche wechseln können“, erzählt uns ein Rittmeister. „Seit einer Woche kamen wir nicht aus den Kleidern,“ hörten wir sehr oft, „sie trocknen am Leibe und werden wieder naß.“ Dabei scherzten und lachten die Leute, als ob das ein Kinderspiel wäre. Unzufrieden waren sie höchstens darüber, daß sie nicht immer nur vorwärts stürmen können. „Wir buddeln uns zum Winterichlaf ein“, sagt uns ein Unteroffizier und zeigt auf bequeme Erdhöhlen. Eine war mit Dielen belegt, ihr Dach bestand aus dicken Bohlen, einer Strohschicht und starker Ueberdeckung aus Erdrich. Aus Latten, mit Stroh durchflochten, hatte ein Fachmann eine Thür angefertigt, die den Eingang luftdicht verschloß. Eine Bank in dem geheizten „Salon“ lud zum Eintritt und Verweilen ein. Der mit Torf geheizte Ofen macht dem Konstrukteur alle Ehre. In einem niedergebrannten Hause hatte er ihn gefunden, das heißt: er fand ein Eisenrohr, das nun auf einem steinernen Untergrund steht. Ein Loch in halber Höhe der Röhre nimmt das Feuerungsmaterial auf, und ein an Drähten hängendes Blech ersetzt die Ofenthür. Dem Rohre ist ein aus Blech gebogener Helm aufgesetzt worden, er mündet in Tonrohre, die den Abzugskanal bilden. Not macht erfinderisch und geschickt. Ich sah noch eine Anzahl ähnlicher, aber weniger luxuriös ausgestatteter „Wohnungen“.

Die Diensthabenden sitzen, hocken und stehen in den mannhohen Schützengräben. Ueber den aufgeworfenen Rand hinweg lugt man nach dem

Feinde. Der bäugt sein Gegenüber ebenso. Hin und wieder läßt sich ein Mann auf dem Graben blicken, er verschwindet aber bald wieder. Für heute erwartete man lebhaftes Feuer von den Russen. Aber bis gegen 4 Uhr nachmittags hatten sie noch keinen Schuß hören lassen. Etwas später zogen die meisten Mannschaften ab ins Quartier in die nahen Dörfer. Nur Patrouillen und Bedeckung in beiden Schützengräben blieben zurück. Morgen in der Frühe geht's wieder hinaus. „Vielleicht hat der Russe dann schon abgebaut,“ meinte ein Offizier. „Er hat die Lust zum Angriff verloren, sein Vorstoß ist ihm schlecht bekommen“, bemerkte ein anderer.

In einem Gehöft hat sich der Stab einquartiert. Der Kommandierende nahm gerade Meldungen entgegen. Auf dem Hof war die Konferenz. „Der Feind ist ruhig.“ „Der Feind geht zurück.“ „Nichts Neues.“ „Lage unverändert.“ So und ähnlich lauteten die meist knappen Meldungen.

Die letzten Kämpfe waren sehr blutig. An einigen Stellen nahm die Vergung der Verwundeten mehrere Tage in Anspruch. In einem Notlazarett in Dubenningken liegen Verwundete, meist Russen, die erst vier Tage nach der Schlacht aufgefunden worden waren. Darunter ein schwerverwundeter russischer Knabe, dem ein Granatsplitter den Leib aufgerissen hat. Wie man mir erzählt, benutzen die Russen sehr oft Knaben und junge Burschen als Kundschafter.

Seit einigen Tagen treffen ununterbrochen Reservetruppen ein. Ein großer Teil ist schon an die Front abgeschoben worden. Viele sehr junge Leute darunter waren ganz stolz, endlich so weit zu sein. Sie hatten sich längst als Frei-

willige gemeldet. Während nicht weit entfernt die Kanonen donnerten, übten und üben sich die Landstürmer im Schießen. Auf dem Kasernenhof hier herrscht ein militärisches Treiben wie in Friedenszeiten. An der Kaserne vorbei ziehen die Bagage- und Munitionszüge hin und her. Dann wieder trifft ein Zug gefangener Russen ein und Ersatztruppen rücken aus.

Kämpfe bei Wielizken.

Wielizken, 18. Oktober 1914.

Die Russen sind im Eingraben Meister. Besondere Proben davon gaben sie mit ihrem Einbuddeln in und um Wielizken. Ich sah heute die Verschanzungen, Deckungen, Laufgräben und Unterstände, die sie dort gebaut haben. Ganze Felder, in gedeckter Lage dazu, bestanden sozusagen nur noch aus aneinandergereihten, mit Stroh ausgefütterten, sorgfältig überdeckten Höhlen. In den Häusern halten sich die Russen während des Kampfes augenscheinlich nicht auf. In ihren Erdhöhlen fühlen sie sich sicherer als in den festen und kompakten Zielobjekten der Artillerie.

Trotz ihrer günstigen Stellung wurden die Russen am Samstag nach heftigem Kampfe aus Wielizken hinausgeworfen. Heute in der Frühe nahmen unsere Truppen, die schon gestern über die bisherigen russischen Stellungen hinausgekommen waren, erneut den Kampf auf. In dem hügeligen, walddreichen Gelände hatten die zurückgeworfenen Feinde wieder günstige Stellungen eingenommen. An einzelnen Stellen versuchten sie sogar, angreifend vorzugehen, wichen dann aber wieder vor dem deutschen Artilleriefuer zurück.

Wir näherten uns zunächst dem linken Flügel der Russen. Hinter einer Böschung, unsere schwere Artillerie im Rücken, vor uns die deutsche Feldartillerie, fanden wir einen guten Beobachtungsposten. Allerdings, es gab mehr zu hören als zu sehen. Infanterie trat überhaupt nicht in unseren Gesichtskreis. Sie lag in Schützengräben, die ein Waldstreifen unseren Augen verbarg. Aber sehr deutlich konnten wir beobachten, wie der Gegner unsere Feldartillerie suchte. Eine vorgeschobene Batterie hatte er einmal beinahe gefunden. Vor und neben ihr schlugen die Geschosse ein, ungefähr eine Viertelstunde lang. Dann gingen sie darüber hinweg.

Die mehr nördlich postierte Artillerie blieb, solange wir das Gefecht beobachten konnten, völlig unbehehellig. Gerade vor uns, hinter einer Siedelung, fielen russische Geschosse zu Duzenden nieder. Manchmal bildeten die Dampf- wölkchen freierter Schrapnells ordentliche Wolkenwände. Wären diese Geschosse in unsere Stellungen eingeschlagen, sie hätten böse Verwüstungen angerichtet.

Wir sahen also nicht viel, hörten aber das eigenartige Konzert eines vollbesetzten Orchesters von Geschützen und Handfeuerwaffen. Hinter uns arbeitete die schwere Artillerie. Schuß auf Schuß sandte sie hinüber. Ein Geräusch, ähnlich einem scharfen Peitschenknall, mit der Detonation eines einschlagenden Blitzes, folgt unmittelbar dem Abfeuern; dann saust der stählerne Zuderhut mit unheimlichem hohlen Brausen über uns hinweg. Ich schaue auf die Uhr — 7 Sekunden lang höre ich das Geräusch. Peitschenschlag auf Peitschenschlag folgt; kaum wird das Sausen der Geschosse auf einen Augenblick

unterbrochen. Mit gewaltigem, dumpf grollendem, wie durch ein Echo lang hingezogenem Donnern und Brüllen explodieren die Geschosse. Schwer und dumpf, wie von Zorn erfüllt, rollen die Schallwogen zu uns herüber. Dazwischen donnern die Feldgeschütze, deren Geschosse mit etwas hellerem Klang als die der schweren Brummer fortheulen. In dieses Getöse hinein prasselt auf einmal Gewehrgeknatter. Vom Walde dringt es herauf. Und es wird unheimlicher und grauenhafter als der Donner der Geschütze und das Säusen der Geschosse. Nun setzt auch noch der Lärm von Maschinengewehren ein, ein flatterndes Klatschen, das sich deutlich unterscheidet von dem Rattern der Kleinkalibrigen.

Dieses ganze Getöse, dem Laien höllische, den kommandierenden Generalen vielleicht liebliche Musik, bald etwas schwächer, bald stärker, bald lebhafter, bald gedämpfter, dauerte mehrere Stunden lang. Jetzt geben die schweren Geschütze einen Solovortrag, begleitet von den Handfeuerwaffen, bald wieder hört man diese eifrig die Hauptmelodie spielen, während die dicken Pauken Klang und Farbe hineinbringen. Ein wilder, tosender Aufruhr der Elemente ist fast Kammermusik gegen den massigen, erschütternden Auftakt der stählernen Kriegsinstrumente.

Wir wollen in die Nähe der Schützengräben gelangen. Durchs Dorf geht's zurück. Eins der verlassenen Häuser sucht gerade eine alte Frau mit ihrer Tochter wieder auf. Das dort angeordnete Werk der Zerstörung macht die Alte zunächst stumm und starr. Dann bricht sie in lautes Zammern aus, irrt auf dem Gose umher, hebt einige nichtige Sachen auf, zertrümmertes Küchengerät, einen schmutzigen Lappen, und

wankt dann zum Stall. Er ist leer . . . Das war zu viel; mit einem Aufschrei bricht die Frau zusammen. Die Tochter geht zunächst in das Haus und schaut in die Zimmer. In einem liegen — zwei tote Russen. Schwerverwundet hatten sie hier wohl noch Zuflucht gesucht. Vor dem graufigen Anblick flieht das Mädchen aus dem Hause, an der Mutter vorbei läuft es aufs Feld hinaus. Gegen das Geheul der Kanonen waren die beiden schon abgestumpft, die Zerstörung ihres Heims aber trifft sie mit niederschmetternder Wucht!

Wir wenden uns nunmehr südlich und streben einem Walde zu. Ungefähr einen Kilometer vor uns, auf einer Chaussee, die wir überschreiten, schlagen russische Granaten ein. Dort sind weder Truppen noch Batterien. Aber die russischen Kanonen finden doch ein Ziel, als sie weiter nördlich gerichtet werden. Ein Gehöft steht plötzlich in Flammen.

Der Wald ist erreicht. Unserem Führer weit vorauf, durchqueren wir ihn. Das Funken hat nachgelassen. Wir scherzen: Mittagspause! Nun haben wir eine Richtung gewonnen und wollen noch einen Waldstreifen passieren, hinter dem wir unsere Schützengräben wissen. Auf einmal pfeift es um unsere Ohren, Gewehrflugeln schlagen ein . . . „Zurück! Nicht laufen!“ mahnt unser Führer. In dem soeben verlassenen Walde suchen wir Deckung. Eine kurz vor dem Waldesrand einschlagende Granate, von der Splitter in das Geäst hineinspielen, macht unserem Vordringen an diesem Punkt ein Ende.

Von dort aus, wohin wir zurückkehren, geht's im Wagen zum anderen Flügel. Gerade als wir eintreffen, wechseln unsere Batterien die Stellung. Hier erfahren wir schon, daß vor etwa

einer Stunde der Gegner im Zentrum, wo wir uns damals gerade befanden, mit einem wütenden Artilleriesfeuer eingeseht habe, das aber fast ganz unschädlich blieb. So hatten wir einige Grüße bekommen, die uns in die Flucht geschlagen hatten.

Wie wir später erfuhren, hatte das heftige Funken der Russen anscheinend hauptsächlich den Zweck, eine energische Verfolgung abzuhalten. Einen wirklichen Gegenstoß nach ihrem gestrigen Rückzug unternahmen die Russen nicht.

Auf der Rückfahrt sahen wir auf der Chaussee Verwundete, die meisten mit Handschüssen. Ein Jäger hatte einen Schuß in der linken Wade. Das Geschos war — eine Kornähre. Eine Kugel hatte sie vom Halm abgeschlagen, und der Luftdruck schleuderte sie mit solcher Wucht gegen das Bein, daß sie durch die Kleidung drang und sich in die Wade einbohrte. Der Verletzte wollte sich zu Fuß ins Lazarett begeben. Er und einige andere kamen auf unseren Wagen schneller hin. Untertwegs halfen sie uns mit großem Behagen, unsere Mundvorräte zu verringern. Der Jäger bedankte sich mit der Erklärung: „In wenigen Tagen bin ich wieder an der Front.“

Aus den hinter Wielizken gelegenen Ortschaften, über die nun das Kampfgetöse hinwegbraust, kamen die letzten Flüchtlinge. Einige nur mit Bündeln beladen, Rinder in Holzpanzern, Familien, die ihre Habe auf einem Wägelchen mitführten; auch einige Rüge wurden mit fortgetrieben. Nach Wielizken jedoch kehrten schon wieder mehrere der Einwohner, die nach dem Einzuge der Russen geflüchtet waren, mit Hab und Gut eilfertig zurück. Und doch lag

der Ort noch im Bereich der feindlichen Geschosse. Ich fragte einige Leute: „Warum so eilig wieder zurück?“ „Wir haben noch Kartoffeln im Feld,“ sagten mehrere Frauen. Ich sah auch auf verschiedenen Feldern Haufen von Kartoffeln liegen; sogar gefüllte und halbgefüllte Säcke waren auf den Aekern zurückgeblieben. Ziemlich beträchtliche Mengen Kartoffeln werden allerdings in der Erde verfaulen oder erfrieren.

Schlachtfeld bei Bakalarzewo.

Bakalarzewo, 27. Oktober.

Auf dem Schlachtfelde von Bakalarzewo und Gembaldowka, wo wir uns heute befanden, bemerkte ich, daß unsere Soldaten im Bau von Unterständen und Erdwohnungen erstaunliche Fortschritte machen. Nachdem sie sich an diese Art Kriegführung gewöhnt haben, werden sie durch Gründlichkeit und Planmäßigkeit auch in dieser Beziehung den Russen bald überlegen sein. Schon jetzt zeichnen sich die Feldbautwerke, die ich hier sah, durch Anlage, Sauberkeit und Komfort sehr vorteilhaft vor den Löchern der Russen aus. Sogar Fenster waren eingebaut.

Um die Position bei Bakalarzewo muß hartnäckig gekämpft worden sein. Nirgends sah ich soviel Geschößsplitter herumliegen wie hier. Kilometerweit sind die Höhen damit bejät. Auf dem Felde verstreut lagen noch tote Russen, auch ein Verletzter, der noch lebte, lag noch hier. Man hatte ihn wohl für tot gehalten und deshalb zurückgelassen. Regelmäßige Atemzüge verrieten uns, daß er noch lebte; er schloß fest und tief. Wir benachrichtigten einen Posten; bald darauf sprengte ein Sanitätsoffizier heran.

Seit dem frühen Morgen tobt der Kampf. Unablässig donnern die Kanonen. Bis auf ungefähr 100 Schritte von der Batterie verspürten wir den Luftdruck unserer 15-Zentimeter-Geschosse. Gegen Mittag ermattete das Feuer der russischen Artillerie, die sich bis dahin sehr fleißig hatte vernehmen lassen. Um 1/21 Uhr setzte das flatternde Geknatter von Maschinengewehren ein, bald folgten Gewehrsalven der Russen. Der russische Infanterist schießt undiszipliniert. Er feuert ohne festes Ziel, immer drauf los. Um Munition zu sparen, lassen die Führer daher oft nur auf Kommando feuern. Der deutsche Infanterist dagegen schießt ohne eigenes Kommando im allgemeinen nur dann, wenn er ein bestimmtes Ziel vor Augen hat.

Wir begeben uns weiter nach dem rechten Flügel dieser Kampffront bei Kamionka. Die zurückgewichenen Russen verteidigen einen Wald. Die Deutschen versuchen, durch einen Waldausschnitt weiter vorzudringen. Die Passage wird ununterbrochen von russischen Schrapnells bestrichen. Noch hat die deutsche Artillerie die anscheinend in vorzüglicher Deckung stehende gegnerische Batterie nicht aufgefunden. Es ist fast wie ein Kampf mit unsichtbaren Geistern. Irrendwoher kommen die mörderischen, verderbenbringenden Geschosse. Aus einer Entfernung von sieben, acht, neun, zehn und mehr Kilometern sausen, heulen, zischen sie heran. Aber wo ist der Schlund, der sie ausspeit? Das hügelige, von Wäldern durchzogene Gelände verwehrt den Ausblick. Liebt die Batterie hinter dem zweiten, dritten oder vierten Hügel oder hat sie sich vielleicht hinter einem nicht sichtbaren Höhenzug verkrochen, deckt sie ein Gehölz, ein

Gehört, steht sie im Zentrum, ist sie mehr nach rechts oder links zu suchen? Man muß den Raum füllen, ihn auf verschiedene Entfernungen bestreichen, um vielleicht dann Antwort zu bekommen und den Gegner zum Rückzug aus der nunmehr entdeckten Stellung zu zwingen. So vollzieht sich der Kampf, wenn nicht Patrouillen nahe genug an den Gegner heran können, wenn es nicht möglich ist, den Telegraphen bis in Sichtweite der gegnerischen Batterien vorzuschieben.

Anscheinend weichen die Russen nun langsam zurück. Kolonnen schieben sich vorwärts; Infanterie marschiert an uns vorbei, nimmt Aufstellung hinter einer Höhe, des Kommandos zum Eingreifen gewärtig. Das sind die einzigen aktiven Truppen, die wir sehen. Wir hören das Kampfgetöse, sehen aber nur Schrapnellwölkchen, auch einige Geschosse einschlagen. Nicht einmal die Schützengräben können wir erkunden, das Gelände ist zu ungünstig.

Die Technik hat die moderne Schlacht ganz gewaltig mechanisiert. Die Entscheidung bringt fast immer die aus der Ferne wirkende Artillerie. Erst wenn sie den Gegner aus den Verschanzungen treibt und seine Artillerie zum Schweigen gebracht ist, kann die Infanterie vorstoßen, wenn sie nicht große Einsätze an Menschen wagen will. Die Mechanisierung der Schlacht hat aber nicht etwa die Ansprüche an den einzelnen Soldaten herabgesetzt; im Gegenteil. Er muß nun besondere Fähigkeiten an Umsicht, Selbständigkeit und Energie entwickeln, schon allein darum, um die psychischen Wirkungen aufzuwiegen, die das Bewußtsein im Gefolge hat, einem unsichtbaren Feind gegenüberzustehen, einem Feind, dessen man sich im allgemeinen nicht ertwehren kann.

Ein verstecktes Maschinengewehr reißt ganz unversehens Lücken in die Reihen, heraufsaufende Geschosse werfen Kompagnien zu Boden. Den seelischen Wirkungen eines solchen Kampfes ist der Russe nicht gewachsen. Mit seiner Kampffähigkeit ist es gewöhnlich vorbei, sobald er die Erdlöcher oder sonstige sichere Deckungen verlassen muß; da wendet er sich zur Flucht oder er gibt sich gefangen.

Vor der Artillerie haben die Russen eine höllische Angst, und das wahrlich nicht ohne Grund! Die Gräben auf der Höhe von Kamionka lagen voll toter Russen, deren Leichen von Schrapnellschüssen zum Teil furchtbar verstümmelt waren. In allen möglichen Stellungen hatte der furchtbare Tod sie überrascht.

In einem Graben hinter einem niedergebrannten Hause sah ich eine Anzahl halb und ganz verbrannter Russenleichen. Niederstürzendes brennendes Gebälk hatte die Erschossenen mit Flammen umhüllt; nur noch Knochenreste blieben übrig. Und vor diesen Gräbern lagen Wäsche und Kleidungsstücke, die nicht zur militärischen Ausrüstung gehören und sicher nicht aus einem russischen Bauernhause stammten. Es war wohl Beute aus Deutschland . . .

Als wir im schneidenden Herbstwind nach Hause fuhren, das Bild des Schlachtfeldes vor Augen, dachte ich: wie mögen sich die Kämpfe gestalten, wenn eine blendend weiße Schneedecke die Felder überzogen hat. Ob sich dann noch mit demselben Erfolg wie jetzt das Unsichtbarmachen durchführen läßt? Wenn nicht, dann werden sich nach den ersten ergiebigen Schneefällen die Russen wohl weiter in das Innere ihres Landes zurückziehen.

Grenzgefecht im Nebel.

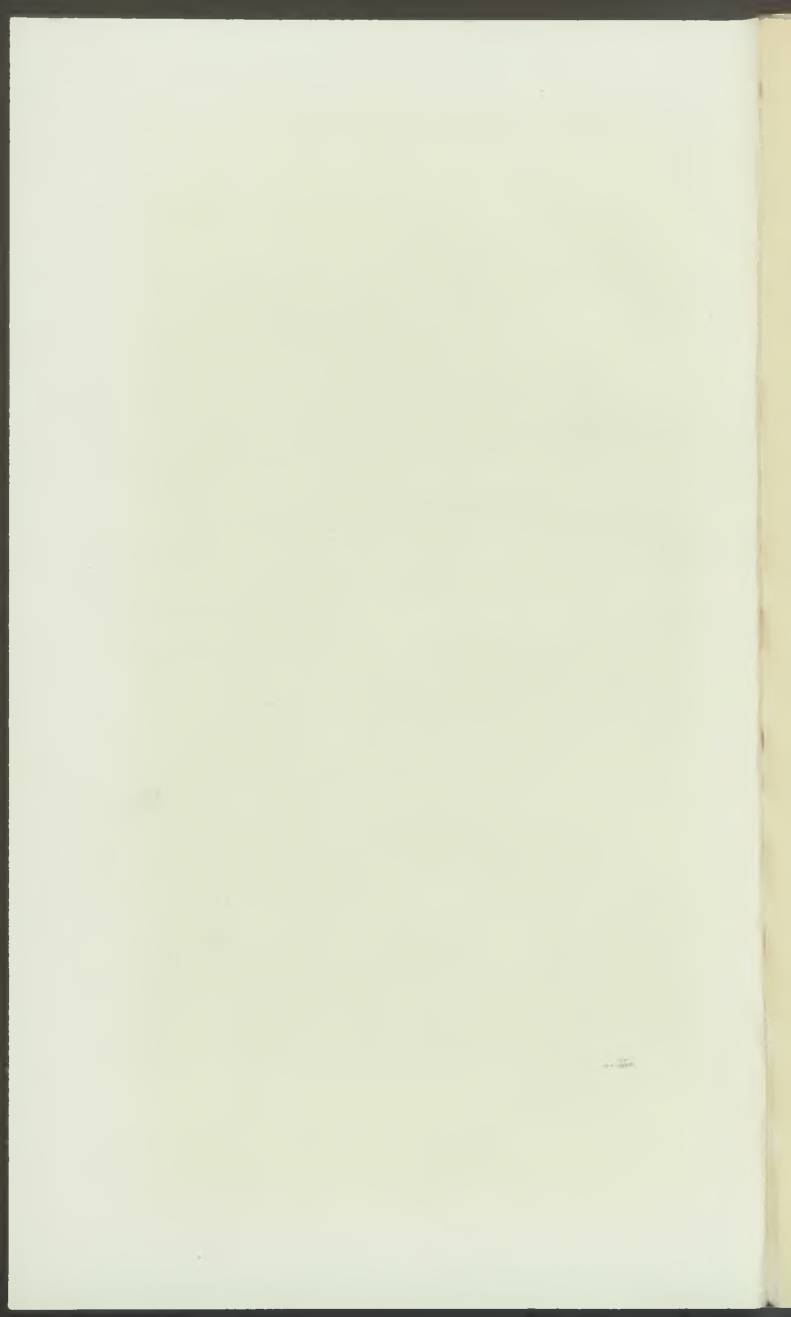
Bajonskowo, 30. Oktober 1914.

Dichter Nebel begrenzt die Aussicht. Nur langsam lichtet sich der Schleier. Gegen 11 Uhr morgens, am 28. Oktober, kann man, nur sehr unklar, in einer Entfernung von einem Kilometer deutsche Batterien erkennen. Die Enge des Horizonts macht die Kanonade, das Pfeifen platzender Schrapnells, das Wischen und Säusen der Geschosse noch unheimlicher. Weil sich die sinnlichen Wahrnehmungen fast nur auf das Ohr beschränken, glaubt man, das Grollen und Rollen, das Heulen und Gefnatter sei noch lauter als an hellen Tagen. Man ist nicht ängstlicher, empfindet aber doch Unbehagen. In kaum 1000 Meter Entfernung krepieren Schrapnells, schlagen Geschosse ein, aber die charakteristischen Wölkchen sind nicht zu sehen, nicht die Aufspritzer der den Boden aufwühlenden Granaten. Das macht unruhig.

Unser Führer schlägt vor, uns zunächst noch etwas auf dem von den Russen verlassenen Kampfplatz umzusehen, die Verflüchtigung des Nebels abzuwarten und dann weiter zur Kampffront vorzugehen. Das Umschauen war lohnend genug. Noch nirgends sah ich so starke Spuren des deutschen Artilleriefeuers wie hier. In den Schützengräben lagen noch viele tote Russen in Lümpeln von Blut und Regenwasser herum. Einige Tote lagen halb oder fast vollständig im Geröll vergraben. Wahrscheinlich hatten einschlagende Granaten Erdmassen losgebroschen und über die dahinterliegenden Menschen geworfen. Von einem Russen ragten nur noch die Stiefel aus dem Boden. Merkwürdig für uns



Die Kirche zu Mirunsten als Stapelplatz der Feldpost.



war, daß unter den Halbverschütteten auch ein deutscher Soldat lag.

Am deutlichsten zeigte sich uns die Wirkung des Artilleriefeuers an den zerschmetterten Gewehren. Zu Dutzenden lagen sie umher; an einzelnen Stellen 6, 8, 10 auf einem Haufen. Einige waren zerbrochen, andere zusammengebogen, an fast allen der Kolben zersplittert. Massenhaft lagen Patronen umher, auch noch vollbeladene Bänder für Maschinengewehre. Die Russen müssen die Gräben, drei hintereinander, fluchtartig verlassen haben. Der letzte Graben war anscheinend überhaupt nicht benutzt worden. Ich untersuchte einige der von den Russen zurückgelassenen Feldflaschen; Tee war darin; in keiner Schnaps!

Gegen 1 Uhr rückten wir bis einen halben Kilometer hinter der deutschen Front vor. Der Nebelschleier hatte sich mehr gelichtet, zerstob aber nicht vollständig; er hing über den Höhen und Wäldern, als wollte er die Kämpfer trennen. Aber unablässig donnert es hinüber und herüber. Gerade wird eine neue Batterie aufgeföhren. Nicht lange dauert es und auch sie läßt ihre ehernen Schlünde sprechen. In unserm Gesichtskreis arbeiten auf deutscher Seite sieben Batterien. Vor einer von ihnen sehen wir Reservetruppen der Infanterie beim Abkochen. Sie kümmern sich nicht im geringsten um die von den Russen herübergesandten Schrapnells. Immer zahlreicher werden die langsam zerfließenden Wölkchen der meist zu hoch krepierenden Geschosse.

In Deckung gelangen wir bis auf 400 Meter hinter die vorgeschobenste deutsche Batterie. Sie und die vorgelagerten Schützengräben bekommen

heftiges Feuer von den Russen. Einige Verwundete verlassen die Kampffront. Auch weiter östlich versuchen die Russen einen Angriff zur Verteidigung eines Waldes. Als wir eine Stunde später auf dem Rückwege Malinowka passieren, erzählen uns Offiziere der Ersatz- und Reserve-truppen sowie abgelöster Bataillone: Der Wald ist genommen, die Gefangenen sind schon durchmarschiert!

Nachmittags um 2 Uhr desselben Tages versuchten die Russen zwischen dem Wysztyter und dem kleinen See bei Ohliny einen Durchbruch. Drei Regimenter waren dazu aufgeboden. Darunter das 335. Infanterie-Regiment aus dem Gouvernement Perm. Die Leute kamen zum erstenmal ins Gefecht. Der erste Vorstoß auf Braslauken wurde scharf abgewiesen. Dann versuchten die Angreifer auf der Straße über Geddingen die Stellungen der Deutschen bei Pabbeln zu überrennen. Im Schutze des Nebels schoben sie sich heran. Aber man war auf ihr Kommen vorbereitet. Nicht als ob die Kräfte verstärkt worden wären, nur eine Kompagnie stand hier bereit, aber es wurde scharf Wache gehalten. Die Absicht des Vorstoßes war verraten worden. Am Dienstag hatte man an den Sümpfen drei Russen gefangen genommen, darunter einen Verwundeten, der bereits bis zu den Knien im Sumpf steckte. Zu seiner offenkundigen Verwunderung erhielt er nicht nur einen Verband, sondern auch Nahrung. Er erzählte, daß ihnen gesagt worden sei, die russischen Gefangenen müßten selbst ihr Grab schaufeln und sich gegenseitig die Hälfse abschneiden. Aus Freude darüber, daß er solchem Schicksal nicht verfallen, verriet er den für Mittwoch geplanten russischen Angriff. Vorgesagte

Posten meldeten gegen 4 Uhr die auf Babbeln vorrückenden Angreifer. Auf 500 Meter bekamen sie Feuer und wichen zurück.

Unter dem Schutze stärkeren Nebels versuchten die Russen nochmals heranzukommen. Wieder trieb Feuer der Infanterie sie zurück. Dann war es still bis abends 8.30 Uhr. Unterstützt von Artillerie griffen da die Russen erneut an. Leuchtugeln und das Aufblitzen ihrer eigenen krepierenden Schrapnells brachten sie in den Gesichtskreis der Deutschen in den Schützengräben. Deren gutgezieltes Feuer warf die Angreifer wiederum zurück. Die Geschosse ihrer Artillerie schlugen weit hinter den deutschen Stellungen ein und blieben vollständig wirkungslos. Alles war nun ruhig bis zum andern Morgen gegen 4 Uhr.

Bis auf zirka 500 Meter waren zu dieser Stunde die Angreifer herangekommen, als die Vorposten sie signalisierten. Aber sie bekamen keine „eiserne Portion“. Die Deutschen verhielten sich ruhig. Der Leutnant im Schützengraben erklärte den Leuten: „Wenn jeder nur schießt, sobald er sicheres Ziel hat und dann erst losdrückt, so macht jeder von Euch zehn Mann kampfunfähig. Den Rest nehmen wir zusammen!“

Das vorwiegend sumpfige Gelände zwang die Angreifer, nur auf der sicheren Straße vorzustoßen. Ganz nahe vor den Schützengräben erst konnten die Feinde ausschwärmen. Aber so weit kamen nicht viele. Immer gedeckt von den Nebeln schoben sie sich näher. Noch ungefähr 50 Meter hatten sie bis zu den Schützengräben, da krachten die Salven. Reihenweise fielen die Russen. Immer neue Truppen wurden vorgeschoben und niedergestreckt. Dann begannen noch

zwei Maschinengewehre ihre grausige, nieder-mähende Arbeit. Aber stundenlang schoben die Nachdrängenden ihre Vordermänner dem sicheren Tode entgegen. Nur wenige konnten von der Straße ausbiegen. Ihnen blieb die Wahl: in die Sümpfe, zurück ins Feuer oder in die Gefangenschaft!

Zweierlei Patriotismus.

Lezthin beobachtete ich eine rührende Szene. Eine Frau, die augenscheinlich nicht sehr wohlhabend war, und die ihre Heimat verlassen hatte, um näherer Bekanntschaft mit den Russen zu entgehen, verteilte ihren ganzen Mundvorrat an müde und hungrige Soldaten. Ein guter Mensch, eine Patriotin im edlen Sinne des Wortes, gab sie in schlichter, einfacher Weise, ganz still, ohne Aufhebens davon zu machen, ihr letztes Stückchen Brot her. Vielleicht hatte sie die Aussicht, sich bald bei Bekannten oder Verwandten an einen gedeckten Tisch setzen zu können — ich weiß es nicht; ich sah aber, daß sie gab, was sie hatte, und als ob das selbstverständlich wäre. Man sah ihr an, daß sie das Geben beglückte; sie hatte sicher nicht das Gefühl, etwas besonders Gutes, etwas Rühmenswertes zu tun. Die Erinnerung an diesen Vorgang wurde in mir wachgerufen, als sich bei einer anderen Gelegenheit der zur Schau getragene Patriotismus mancher Leute als Talmi enthüllte.

Es wäre töricht, verheimlichen zu wollen, daß manche Zivilbehörden in dieser Zeit versagt haben. Manche Bürgermeister, städtische Beamte, Polizisten, Geistliche und andere Amtspersonen ließen die ihnen anvertrauten Interessen im Stich, wenn es hieß: „Die Russen

kommen!“ Diese Leute dachten nur daran, ihre eigene Person in Sicherheit zu bringen, das Schicksal der Bevölkerung kümmerte sie nicht. Sie flüchteten, während andere ihr Blut, ihr Leben einsetzten. Die Erwartung, daß die Angehörigen und ihr Eigentum von den besoldeten Beamten öffentlicher Interessen nach Möglichkeit geschützt würden, hat sich in manchen Fällen nicht erfüllt. Erfreulicherweise geht man in einzelnen Orten gegen Pflichtvergessene nunmehr disziplinarisch vor. So ist in Insterburg beschlossen worden, zwei Beamte der städtischen Werke zu bestrafen, die ihre Posten verlassen hatten, noch ehe die Russen eingezogen waren. Die Folge der feigen That war jene Explosion im Elektrizitätswerk, die die ganze Stadt in Gefahr brachte, eingäschert zu werden, und einer Anzahl Bürger den Tod durch die Russen in Aussicht stellte. Auch der Bürgermeister war geflohen; ihn hat das Stadtverordnetenkollegium jetzt pensioniert — eine noch recht milde Strafe. Auch eine Anzahl Geschäftsleute erwies sich als wenig patriotisch und opferwillig. Einige rückten aus, ließen aber ihr Personal zurück; andere nutzten die gute Gelegenheit zu Extraprofiten aus, sie schraubten die Preise in die Höhe und bewucherten die zu ihrem Schutz berufenen armen Soldaten und die einheimische Zivilbevölkerung. Dergleichen konnte man übrigens noch an mehreren anderen Orten beobachten.

Wie schon erzählt wurde, tat der von Kennenkampf zum Gouverneur von Insterburg ernannte Arzt Dr. Vierfreund sein möglichstes, um Unheil von der Stadt abzuwenden. Er ließ die verlassenen Läden öffnen und die Waren von bestellten Verkäufern und Verkäuferinnen

sowie von anfässigen Bürgern verkaufen. Dadurch verhinderte er, daß in die Läden zum Plündern eingebrochen wurde, denn die vorhandenen Waren konnten ja nun käuflich erworben werden. Dr. Bierfreund beschaffte Lebensmittel und sorgte für Arbeitsgelegenheit. Dadurch nahm er dem Diebstahl den Vorwand der Not weg. Trotz alledem hatte er vielfach mit Verständnislosigkeit und Bosheit zu kämpfen. Geschäftige Verleumdung log seine wahrhaft patriotische Tätigkeit in Russenfreundschaft um; man sprach ihm die nationale Gesinnung ab. Krämer und kommunale Cliques fühlten sich durch verschiedene Maßnahmen in ihren Interessen geschädigt. Der Magistrat und die Stadtverordneten haben jetzt Dr. Bierfreund durch eine in öffentlicher Sitzung beschlossene Adresse gerechtfertigt, in der es heißt: „... Sie haben mutig und energisch die Leitung unserer Stadt, die von den in erster Linie berufenen Verwaltern verlassen war, übernommen, und haben dem Feinde gegenüber unsere Stadt und ihre Bürgerschaft mannhaft unter Einsetzung Ihres Lebens vertreten. Es ist dadurch wesentlich miterreicht worden, daß die Russen die Stadt schonend behandelt haben, und daß die Stadt und ihre Bürger an Hab und Gut, an Leib und Leben verhältnismäßig wenig geschädigt worden sind.“

Um diese Kundgebung richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß Dr. Bierfreund nicht nur den Russen, sondern auch pflichtvergeffenen Stadtbeamten und profitgierigen Krämern entgegengetreten ist. Wie er jetzt über die Treiberen dieser Leute gesiegt hat, so sollte es im Interesse des Allgemeinwohls auch an verschiedenen anderen Orten geschehen!

Menschen sind wohlfeil!

Den 6. November 1914.

Mit ihrer Taktik der Beunruhigung haben sich die Russen in Ostpreußen wieder einmal eine nicht unerhebliche Schlappe geholt. Dort, wo sie nicht mit sehr erheblichen Kräften angreifen, ihnen also nur geringe Verluste beigebracht werden können, liegt es nicht im Interesse der deutschen Heeresleitung, opferreiche Gegenstöße zu unternehmen. Behauptung der Position bei möglicher Schonung der Kräfte ist die Taktik, die von unserer Heeresleitung eingeschlagen worden ist. Anders liegen die Dinge, wenn erhebliche Truppenmassen von der Gegenseite herangeschoben werden. Ganz offensichtlich strebt die russische Taktik dahin, die Kräfte der Deutschen zu schwächen, ganz gleich unter welchen Opfern. Rußland hat ja Menschen genug. Mit der Masse will es Deutschland ersticken. Um nur einen Deutschen kampfunfähig zu machen, läßt man ohne Bedenken fünf, sechs und mehr Russen als Opfer fallen. Menschen sind wohlfeil in Rußland! Hieraus ergibt sich die eine Aufgabe der deutschen Truppenführer: mit wenigen Opfern möglichst viele Gegner kampfunfähig zu machen, den Gegner in die Falle zu locken oder ihn ruhig in die von ihm selbst gewählte Falle hineinspazieren zu lassen. Es ist geradezu erstaunlich, daß das immer wieder glückt. In diesem Kriege wird mit dem größten technischen und strategischen Raffinement gekämpft, und trotzdem gibt oft ein altbekannter, abgenutzter Trick den Ausschlag gegen die Russen.

Als die Russen aus Ostpreußen hinausgeworfen waren, mußten sie ihren Durchbruchversuch als

geheitert ansehen. Nun unternahmen sie plötzlich mit sehr starken Kräften einen wütenden Angriff in der Richtung Babeln-Szittkehmen. Das war am 29. Oktober. Deutsches Maschinengewehr- und Infanteriefeuer riß gewaltige Lücken in die hervorbrechenden Reihen der Russen, aber immer neue Massen schoben sich auf dem verhältnismäßig engen Zugangsgelände an die Stellungen heran. Es war wie ein starker Quell, der nicht versiegt; fängt man das Wasser auch ab, so strömt er doch weiter! Aus dem dunklen Grund des Riesenreiches quollen unablässig neue russische Massen hervor. Ueber Berge von Leichen drangen sie gegen die Stellungen der Deutschen. Mit der unmittelbar an der Grenze stehenden deutschen Truppenmacht konnte diese Masse nicht bewältigt werden, wenn man sie nicht in besonderer Weise faßte. Mit dem bloßen Zurückwerfen wollte man sich nicht begnügen, man wollte sie empfindlich treffen. Dazu mußten sie in die Falle gelockt, breitere Angriffsflächen mußten geschaffen und ein schnelles Entweichen über die Grenze verhindert werden.

Darum ließen sich die Deutschen langsam zurückdrängen, wobei sie die nachziehenden Russen beständig unter lebhaftem Artillerie- und Gewehrfeuer hielten. Ohne selbst große Verluste zu erleiden, machten sie auch bei dem Zurückgehen sehr viele Gegner kampfunfähig. Währenddem fand man Zeit, einen umfassenden Angriff einzuleiten. Bis Szittkehmen lockte man die Russen hinter sich her. Dann wurden sie aufgehalten und die Angriffe von Norden und Süden her angelegt. Am 4. November erfolgte der Hauptangriff. Es war ein schauerliches Schlachten auf verhältnismäßig kleinem Raum. Dabei

entstanden in der Komintener Heide Feuerbrünste, wahrscheinlich infolge von Artilleriefeuer. Unter enormen Verlusten wurden die Russen zurückgeworfen, groß ist die Zahl derer, die sich gefangen gaben, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil entran dem Schicksal, getötet oder gefangen zu werden. Allerdings, die Russen nehmen ihre Toten nach Möglichkeit mit, damit man nicht erfahre, wie groß deren Zahl ist.

Sehr viele Gefangene freuen sich ganz augenscheinlich, nun in Sicherheit und den Schrecken und Greueln des Krieges entronnen zu sein. Man darf es schon glauben, was mancher Gefangene versichert: „Wir wollen nicht schießen, keine Menschen töten, wir beten, daß der Krieg aufhören möge.“

Am Wysztyter See.

Dieselmethen, 8. November 1914.

Das Ringen auf dem Kriegsschauplatz an der ostpreussisch-russischen Grenze gleicht der Ebbe und Flut. Vorwärtzgehen und Zurückweichen der kämpfenden Truppen wechselt ab, mit dem Unterschied, daß die Russen bei den verlustreichen Kämpfen unverhältnismäßig größere Opfer bringen. Aber so bedeutend auch ihr Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen ist, sie greifen immer wieder an, so aufs neue bei Szittkehmen, wo sie am 4. zurückgeworfen worden waren, nachdem Artillerie-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer furchtbare Verwüstungen in ihren Reihen angerichtet hatte. Bei dem erneuten Vorstoß glückte es einer russischen Kavalleriebrigade durchzubrechen und im Komintener Walde bis Jagdbude vorzudringen. Das kaiser-

liche Schloß ist zurzeit in dem Bereich dieser russischen Abteilung.

Mit ganz bedeutenden Kräften griffen die Russen sodann nördlich vom Wysztyter See an und drangen bis über Dibelwethen hinaus vor. Dagegen unternahmen die deutschen Truppen östlich von Stallupönen einen Vorstoß über Gndtuhnen hinaus und zogen sich dann wieder etwas zurück. Die Russen glaubten wohl, daß die Deutschen flüchteten; ohne Patrouillen vorauszuschicken, schwärmten Kosaken heran, und sie kamen, was selten geschieht, in das Feuer der deutschen Maschinengewehre. Zwei Maschinengewehre hatten die Straße besetzt und ließen ihren Kugelregen in den Kosaken Schwarm hineinsausen. Selten wohl sind auf einer Stelle soviel Kosaken gefallen wie hier. Sie bildeten mit ihren toten und verstümmelten Körpern eine förmliche Barrikade.

Am 7. erfolgte ein scharfer deutscher Angriff auf die von den Russen eingenommenen Stellungen. Es kam zu einem sehr blutigen Ringen, aber trotz ihrer unzweifelhaften Uebermacht wurden die Russen zurückgeworfen. Die Zähigkeit, mit der sie in der letzten Zeit durchzubrechen versuchten, läßt darauf schließen, daß es ganz enorme Verluste sind, die sie schließlich zum Rückzug nötigten. Die Zahl der russischen Gefangenen in den Gefechten der letzten Tage beträgt ungefähr 4000. Außerdem fiel den Deutschen eine Menge Kriegsmaterial in die Hände. Später wurde die Verfolgung fortgesetzt.

Als wir in der Frühe hinaus kamen, hatte unsere Artillerie noch den Gorep-Berg hinter Dibelwethen unter Feuer. Die russische Artillerie verstümmte bald, unsere Infanterie ging vor,

wir folgten kurz hinterher und gewannen den Gorep-Berg noch vor der Auffahrt der deutschen Artillerie. Döstlich von dem Berge, 3 Kilometer vor uns, gewahrten wir noch Russen in Deckung, sie verschwanden jedoch, ehe unsere Artillerie Stellung genommen hatte. Einige Schüsse, die hinübergesandt wurden, blieben unbeantwortet; die Russen meldeten sich überhaupt nicht; kurz nach Mittag kam ein Trupp Ueberläufer an, lauter Juden. Sie troffen von Schweiß in Folge des Laufens in ihren Mänteln. Auf die Frage, wo denn ihre Truppen seien, erklärten sie lachend: „Ausgefragt in der Nacht“; viele der übrigen seien im letzten Gefecht gefallen. Sonst wußten sie wenig auszusagen, nur, daß man ihnen Angst gemacht habe vor der Gefangenschaft. Dabei setzten sie sich ganz ungeniert am Waldessaum nieder und gaben den vor ihnen stehenden Offizieren Auskunft über ihre Truppenteile, darüber, wo sie gekämpft hatten, und so weiter.

Als wir zurückkehrten, holte man gerade aus einer Scheune des Gutes Döfelwethen einen blutjungen Infanteristen heraus, der in der Scheune den Schlaf des Gerechten geschlafen und den weder das Feuer der Russen, noch das der Deutschen darin gestört hatte. Auf dem Gute und in einigen anderen Höfen waren Frauen und kleine Kinder zurückgeblieben, die nicht mehr fortgekonnt hatten. „Was sollten wir mit dem Vieh machen?“ Das ist bei den meisten Leuten die größte Sorge. Während die Kanonen donnerten, sah man Frauen die Kühe melken. Auch einige Soldaten gaben sich dieser Beschäftigung hin, denn Milch im Schützengraben — das ist ein Ereignis!

Wie ich von den Frauen erfuhr, benahmen sich die Russen ihnen und den Kindern gegenüber ganz manierlich. Sie nahmen, was sie brauchten, aber sie quälten niemanden. Nur der Inspektor, der auch nicht ausgerissen war, erlebte eine bange schwere Stunde, aber es geschah auch ihm nichts. Sogar seine goldene Uhr und 200 Mark blieben in seinen Taschen — vielmehr, sie kamen wieder hinein. Die Uhr durch Zufall.

Der Inspektor, eine kleine, behäbige Gestalt, wurde aus seiner Wohnung herausgeschleppt. Aus einem Trupp Russen schrie ihn jemand an. Er verstand das nicht und blieb ruhig stehen. Mit wilder Gebärde setzte ihm ein Soldat einen Revolver auf die Brust. Ein deutschsprechender Offizier kam hinzu und fragte, was es gäbe. Der Inspektor sollte die Arme in die Höhe strecken, das hatte er nicht getan, weil er die Aufforderung nicht verstanden hatte. Man wollte nachschauen, ob er Waffen habe, erklärte ihm der Offizier. Bei der Leibbesichtigung fanden die Russen zwar keinen Revolver, aber eine goldene Uhr, die ein Kosak mit Gewalt von der Kette riß. Sie entglitt seinen Händen, flog gegen den Bauch eines Pferdes und von dort unbemerkt in — die Zoppentasche des Inspektors. Da sich mehrere Soldaten um den Besitz der Uhr bemühten, glaubte wohl jeder, daß sie ein anderer erwischt habe, und so blieb sie in ihrem Versteck. Aber 200 Mark holte man aus den Taschen des Inspektors. Das Geld wurde dem Offizier überreicht. Der Inspektor bat, ihm doch seine Habe zu belassen, er könne sich sonst nicht einmal Wintersachen kaufen, und darauf gab ihm der Offizier das Geld zurück.

Der Krieg gebeut!

Dibelwethen, 8. November 1914.

Die Gutsbewohner zeigten auch jetzt noch keine Neigung, sich dem Strom der Flüchtlinge anzuschließen, der in unabsehbaren Zügen die Landstraßen bevölkerte und zumeist über Insterburg dem Inneren des Reichs zustrebte. Das Hin- und Herwogen der Kämpfe läßt die Leute nicht zur Ruhe kommen. Manche waren schon zwei- oder dreimal geflüchtet; in der Hoffnung, nun ungestört ihrer Beschäftigung, dem Wiederinstandsetzen ihrer zerstörten Wirtschaften sich hingeben zu können, fanden sie sich wiederholt betrogen. Nun haben viele von ihnen anscheinend beschlossen, die Heimat so lange zu meiden, bis sie mit mehr Sicherheit vor kriegerrischen Operationen und mehr Aussicht auf Ruhe zurückkehren können. Was sollen sie zu Hause, wenn heute oder morgen eine deutsche oder russische Granate in ihr Haus einschlagen und es in Brand setzen, ihr Leben bedrohen kann?

In einer Anzahl von Orten ist die Räumung von den Behörden angeordnet worden. In einem ziemlich breiten Streifen längs der Grenze bis nach Stallupönen hinauf werden vielleicht in kurzer Zeit die Ortschaften von den Einwohnern fast gänzlich verlassen sein. Für die Heeresleitung hat das in strategischer Hinsicht einen nicht zu unterschätzenden Vorteil, denn nun kann sie, unbekümmert um die sonst zu schützenden Einwohner, die äußerste Schutzlinie ganz frei nach rein militärischen Gesichtspunkten wählen. Es ist ein Opfer, das gebracht werden muß, um den Gegner in Stellungen zu zwingen, die man ihm sozusagen vorschreibt.

Das diesmalige Abwandern der Einwohner macht den Eindruck eines geordneten Rückzugs. Einmal haben die meisten Flüchtlinge schon eine gewisse Uebung im Fliehen erlangt: sie trafen diesmal die Vorbereitungen mit Ruhe und Ueberlegung. Das sieht man an der Art, wie die Wagen besetzt worden sind. Sie sind nicht mehr in wilder Hast mit allen möglichen Dingen unordentlich beladen worden. Sorgsam hat man das Wertvollste, vor allem Betten, Decken, Kleider hervorgeholt, säuberlich verpackt und auf den Wagen verstaut. In den ländlichen Wohnungen werden die Kassen außer Möbeln und Geräten kaum viel vorfinden. Das allermeiste Brauchbare und für Eroberer Wertvolle ist auf den Wagen, die ich in den letzten Tagen zu Tausenden auf den Landstraßen einem Zufluchtsort zustreben sah, in Sicherheit gebracht worden. Das ist aber auch das einzige Erfreuliche bei dieser Flucht großer Scharen von Menschen aus der Heimat, von der sie nicht wissen, wann und in welchem Zustand sie sie wiedersehen werden.

Für die Städter ist die Flucht im allgemeinen leichter, aber dafür retten sie auch weniger. Manche raffen in Säcke und Kästen einiges zusammen, viele stürmen mit nur etwas Handgepäck davon. Am übelsten sind die Frauen mit kleinen Kindern dran. Meistens müssen sie sich damit begnügen, nur ihr und ihrer Kleinen nacktes Leben in Sicherheit zu bringen. Aber auch bei den Leuten, die gleich vom Heimort mit der Bahn flüchten, bemerkt man ein größeres Gefaßtsein — oder ist es dumpfe Resignation, die sie beherrscht? Jedenfalls hat das nervöse, wilde, panikartige Hasten nach dem Bahnhof, das angstvolle Kämpfen um einen Platz im Wagen

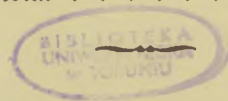
aufgehört. Alles vollzieht sich in ziemlicher Ordnung; stundenlang warten die Menschen ohne aufgeregtes Rufen, Schreien und Umherrennen auf den Zug, der sie fortbringt. Sie wissen schon, es wird dafür gesorgt, daß alle mitkommen.

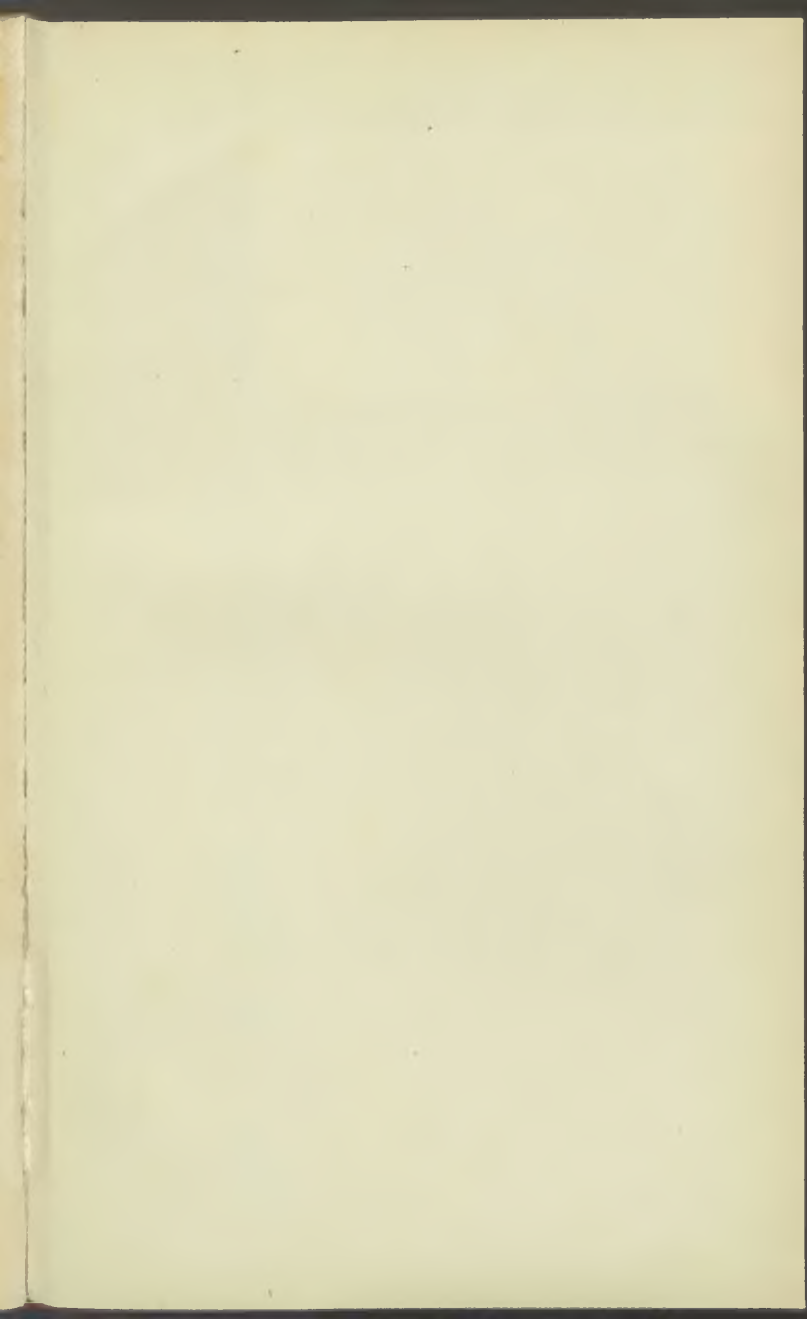
Die Organisation der Flüchtlingsfürsorge tut bereits gute Dienste. Für Flüchtlinge, die mit Wagen ankommen und nicht sofort weiter können, wird nach Möglichkeit Unterkunft und Beköstigung beschafft. Mittags gibt es eine ausreichende Portion Fleisch und Gemüsesuppe, Kinder erhalten Milch und Kakao. Die Labung bekommen auch die mit der Bahn abfahrenden Kinder mit auf den Weg. Es wäre zu wünschen, daß solche Organisation und Fürsorge an allen Sammelstellen und Durchgangsstationen der Flüchtlinge hartes Geschick wenigstens etwas erleichtere. Zwar bedeutet das immer nur eine kleine Milderung des furchtbar großen Leids der Bedauernswerten, aber sie kommen damit doch wenigstens leichter über die schweren Stunden der Flucht hinweg. Das furchtbare Unglück des Krieges trifft die Flüchtlinge in manchen Fällen härter als selbst die Soldaten in der Schlacht.



Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Die Ausreise	11
Flüchtlinge und Wahren	13
Auf ostpreußischen Bahnhöfen	16
In den Grenzorten	19
Opfer und Ernten	22
Elendslager	28
Die Botschaft von den masurischen Seen	31
Auf dem masurischen Schlachtfelde	34
Die Narew-Armee zerschmettert	37
Im Chauffee-Wirtshaus	37
Schlachtmale	40
Gegen die Njemen-Armee	47
Die Njemen-Armee entweicht	48
Die Fluchtwege	51
Mut, Schutt, Blut und der Sieg	62
Insterburger Ruffentage	67
Auf russischem Boden	72
Die Schlacht bei Lhd	75
In Sutwalki	79
Endlich einmal Quartier	86
Bei Filipowo	91
Im Granatenfeuer	95
Das Leben in der Schützenlinie	99
Kämpfe bei Wielizken	103
Schlachtfeld bei Bakalarzewo	108
Grenzgefecht im Nebel	112
Zweierlei Patriotismus	116
Menschen sind wohlfeil	119
Am Wysztyher See	121
Der Krieg gebent	125





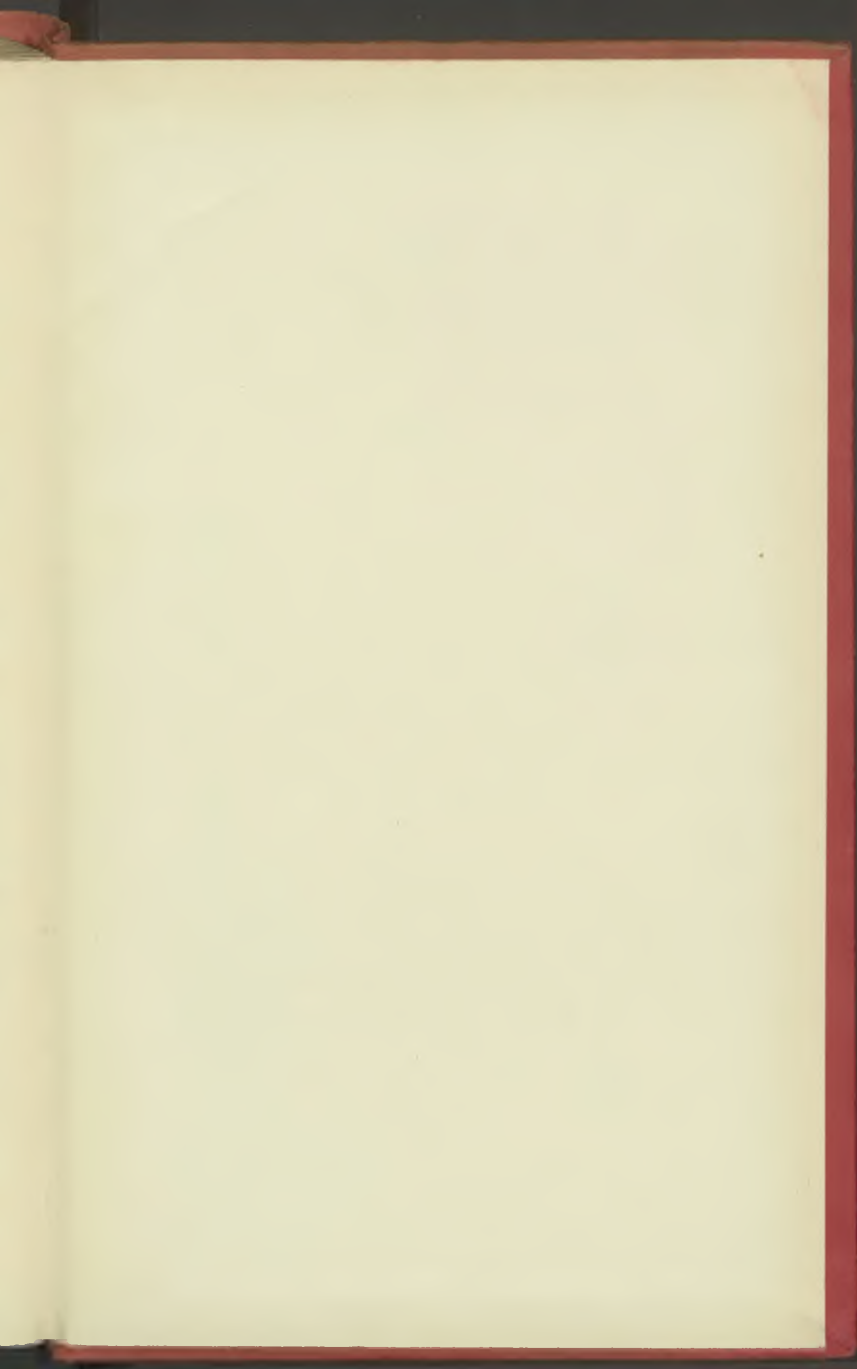
5000

Biblioteka Główna UMK



300001509363

Cv h



Biblioteka
Główna
UMK Toruń

656123